

**Meister Antifer's  
wunderbare  
Abenteuer. Zweiter  
Band**

**Jules Verne**

**Meister Antifer's  
wunderbare  
Abenteuer. Zweiter  
Band**

# **Jules Verne**

# I.

Ein Brief Juhels an Enogate, worin die Abenteuer, deren Held Meister Antifer war, mitgetheilt sind.

Wie traurig war das Haus in der Rue des Hautes-Salles in Saint Malo und wie verödet sah es aus, seitdem Meister Antifer es verlassen hatte! In welcher Unruhe verliefen die Tage für die beiden Frauen, die Mutter und die Tochter! Juhels leeres Zimmer machte die ganze Wohnung leer – so erschien es wenigstens Enogate. Dazu rechne man noch, daß ihr Onkel nicht da war und daß Freund Tregomain auch nicht mehr kam!

Es war jetzt der 29. April, zwei Monate, schon zwei Monate, seit der »Steersman« mit den drei Malouins zu jener abenteuerlichen Fahrt zur Hebung eines Schatzes abgedampft war. Doch wie

mochte die Reise abgelaufen sein? ... Wo befanden die Drei sich jetzt? ... Hatten sie ihren Zweck erreicht? ...

»Mutter, liebe Mutter, klagte das junge Mädchen, gieb Acht, sie kommen niemals wieder!

– Doch, doch, mein Kind! Habe nur Vertrauen! Sie kehren schon noch zurück! antwortete allemal die alte Bretagnerin. Freilich hätten sie vielleicht besser gethan, uns gar nicht erst zu verlassen ...

– Ja, murmelte Enogate, und gerade als ich Juhels Frau werden sollte!«

Wir fügen hier ein, daß die Abfahrt des Meisters Antifer in der Stadt viel Aufsehen erregt hatte. Man war zu sehr daran gewöhnt, ihn mit der Pfeife im Munde durch die Straßen, längs des Siltou und auf den Wällen dahinspazieren zu sehen. Und dabei folgte ihm, ein wenig zurückbleibend, auch Tregomain mit der Adlernase und dem

freundlichen Gesicht, das immer von Liebe und Güte strahlte.

Und Juhel, der junge Kapitän der langen Fahrt, auf den seine Vaterstadt sich etwas einbildete, den sie liebte, wie Enogate ihn liebte – oder doch wie eine Mutter ihren Sohn liebt – der war auch ausgeflogen, jetzt, wo er zum zweiten Officier eines dreimastigen Barkschiffes des Hauses Le Baillif und Cie. ernannt werden sollte!

Wo diese drei jetzt wären, davon hatte man keine Ahnung. Niemand fiel es ein, daß der »Steersman« sie nach Port-Saïd entführt hätte. Enogate und Nanon wußten allein, daß jene sich das Rothe Meer hinabgeben, und fast bis zur Nordgrenze des Indischen Oceans hinauswagen sollten. Meister Antifer hatte klug daran gethan, sein Geheimniß zu bewahren, weil er wünschte, daß Ben Omar von der Lage des berühmten Eilandes keinen Wind bekäme.

War nun auch sein Reiseziel unbekannt, so traf das doch für seine Projecte nicht zu,

denn es wäre dem mittheilsamen Manne unmöglich gewesen, hiervon ganz zu schweigen. In Saint Malo wie in Saint Servan und in Dinard sprach man über die Lebensgeschichte Kamylyk-Paschas, den Brief, den Thomas Antifer erhalten hatte, über das endliche Eintreffen des darin angemeldeten Boten, die Feststellung der geographischen Länge und Breite des Eilandes und über den, alle Begriffe der braven Spießbürger übersteigenden Schatz von hundert Millionen – hundert Milliarden sagten sogar die besser (?) Unterrichteten. Natürlich sah man jetzt mit größter Spannung einer Nachricht über die Auffindung des Inselchens und der Rückkehr des zum Nabob verwandelten Küstenschiffers entgegen, der mit einer Schiffsfracht von Diamanten und Edelsteinen in den Hafen einlaufen sollte.

Enogate verlangte freilich nicht so viel. Auch wenn ihr Verlobter, ihr Onkel und ihr Freund sogar mit leeren Taschen heimkämen, würde sie befriedigt sein, Gott aufrichtig dafür danken und ihre tiefe

Traurigkeit würde sich zur größten Freude verkehren.

Das junge Mädchen hatte von Juhel einige Briefe erhalten, den ersten von Suez aus, der den Verlauf der Fahrt erzählte und über das Verhältniß zu Ben Omar und dessen Schreiber berichtete. Der zweite, von Mascat aus gesendete Brief brachte die Fortsetzung der Reiseerlebnisse bis vor dem Aufbruch nach Sohar und deutete auch den geistigen Zustand des Onkels an, für dessen Verstand der Neffe zu fürchten anfang.

Natürlich wurden Juhels Briefe geradezu verschlungen, weil sie dem jungen Mädchen auch versicherten, wie betrübt ihr Verlobter war, fast am Tage vor der Hochzeit von seinem Herzblättchen getrennt worden und jetzt so weit von ihr zurückgehalten zu sein. Dann sprachen sie von der Hoffnung, sie selbst bald wiederzusehen und dem Oheim seine Einwilligung abzuzwingen, selbst wenn er mit den Händen voller Millionen nach



Hause käme. Immer und immer wieder lasen Nanon und Enogate diese Briefe, auf die sie – sogar dieser Trost war ihnen geraubt – nicht antworten konnten. Dann überließen sie sich allen Auslegungen, die jene Berichte ihnen Angaben, zählten an den Fingern die Tage ab, die die Abwesenden noch auf fernen Meeren zurückgehalten sein würden und strichen sie alle vierundzwanzig Stunden auf dem an der Wand hängenden Almanach aus. Nach der letzten Botschaft gaben sie sich dann der Hoffnung hin, daß der zweite Theil der Fahrt der Heimkehr gewidmet sein werde.

Ein dritter Brief traf am 29. April, etwa zwei Monate nach dem Weggange Juhels ein. Enogate fühlte ihr Herz lebhafter schlagen, als sie auf dem Umschlag den Poststempel »Tunis« entdeckte. Ihre Freunde hatten Mascat also wieder verlassen ... schwammen auf europäischen Meeren ... Frankreich, der Heimat zu! Bis Marseille brauchten sie kaum drei Tage und von da mit dem Schnellzuge bis Saint Malo höchstens sechsundzwanzig Stunden!

Mutter und Tochter saßen in einem Parterrezimmer, nachdem sie die Thür hinter dem braven Manne, dem Briefträger, sorgsam geschlossen hatten. Nun konnte sie niemand stören und sie brauchten ihren Gefühlen keinen Zwang anzuthun.

Als Enogate die etwas feucht gewordenen Augen getrocknet hatte, erbrach sie den Umschlag, zog den Brief heraus und las ihn laut und zum bessern Verständniß jedes Satzes langsam vor.

Regentschaft Tunis, La Goulette,  
22. April 1862.

»Meine herzlichste Enogate!

Ich umarme Dich zuerst im Namen Deiner Mutter, in Deinem eignen und auch in meinem Namen! Ach, was sind wir so weit auseinander und wann wird diese endlose Reise alle sein!

Ich habe Dir schon zweimal geschrieben und hoffe, daß meine Briefe in Deine Hände gekommen sind. Hier erscheint nun der dritte, ein noch wichtigerer, in erster Linie, weil er Dir mittheilen soll, daß die Sache mit dem Schatze zum großen Kummer unsres Onkels eine sehr unerwartete Wendung genommen hat ...«

In die Hände klatschend, stieß Enogate einen kurzen Freudenschrei aus.

»Sie haben nichts gefunden, Mutter, rief sie, nun brauch' ich keinen Prinzen zu heiraten ...

– Lies nur weiter, mein Kind!« antwortete Nanon.

Enogate vollendete den unterbrochenen Satz.

»... und dann, weil ich Dir leider sagen muß, daß wir unsre Nachsuchungen noch weit – sehr weit – fortzusetzen gezwungen sind ...«

Der Brief zitterte in den Händen Enogates.

»Die Nachsuchungen fortsetzen ... sehr weit! murmelte sie. Sie kommen nicht zurück ... ach, Mutter, sie kommen noch immer nicht zurück!

– Nur Muth, mein Herz; lies nur erst weiter!« wiederholte Nanon.

Die Augen voller Thränen, nahm Enogate die Lectüre des Briefes wieder auf. Juhel erzählte darin kurz, was sich auf dem Eilande im Golfe von Oman zugetragen und wie man dort statt des gehofften Schatzes nur ein Pergament aufgefunden hatte, das erst noch einer neuen Länge erwähnte. Dann schrieb er weiter:

»Nun denke Dir selbst, meine liebste Enogate, die Enttäuschung unsres Onkels, seine Wuth, doch auch meine gedrückte Stimmung, nicht darüber, daß wir den Schatz nicht heben konnten, doch darüber, daß sich unsre Heimfahrt nach Saint Malo, meine Rückkehr zu Dir auf unbestimmbare

Zeit hinausschob! Ich glaubte, das Herz  
müsse mir brechen ...«

Enogate hatte Mühe, das stürmische  
Klopfen des ihrigen zu unterdrücken, und  
sie fühlte dabei, was Juhel wohl hatte leiden  
müssen.

»Armer Juhel! seufzte sie.

– Und Du Aermste! murmelte ihre Mutter.  
Doch fahre fort, mein Kind!«

Enogate begann wieder mit vor Erregung  
zitternder Stimme:

»Kamylk-Pascha verlangte nämlich von  
uns, jene verwünschte Länge einem  
gewissen Zambuco, einem Banquier in  
Tunis, zu übermitteln, der wieder eine  
zweite Breite kennen würde. Der Schatz  
war also offenbar auf einer andern Insel  
vergraben worden. Wahrscheinlich hatte der  
Pascha auch gegen diesen Mann gewisse  
Verpflichtungen, ähnlich wie gegen unsern  
Großvater Antifer. Danach wäre die

Erbschaft also unter Zwei zu vertheilen – auf jeden die Hälfte. Den Ingramm eines gewissen Jemand kannst Du Dir wohl vorstellen. Nur fünfzig Millionen statt deren hundert! ... Ich wünschte, der Aegypter hätte gleich hunderttausend Erben bezeichnet; dann käme auf den Onkel so wenig, daß er sich unsrer Verhelichung gar nicht mehr widersetzte! «

Enogate unterbrach sich.

»Braucht man denn Geld, wenn man sich so lieb hat? sagte sie kleinlaut.

– Nein, Geld ist manchmal sogar beschwerlich dabei, erwiderte die alte Fran in gutem Glauben. Nun weiter, meine Tochter!«

Enogate gehorchte.

»Als unser Onkel das aufgefunden Document durchlas, war er so vor den Kopf gestoßen, daß er die Ziffern der neuen Länge sammt der Adresse dessen, dem er

sie überbringen sollte, um danach erst die Lage des richtigen Eilands zu erfahren – kurz, alles miteinander zu vergessen schien. Zum Glück raffte er sich bald wieder zusammen.

Unser Freund Tregomain, mit dem ich so oft von Dir, mein Herzblättchen, plaudere, verzog das Gesicht auch nicht wenig, als er hörte, daß nun erst noch ein zweites Eiland aufgesucht werden müsse.

Mein armer Juhel, sagte er zu mir, sollte dieser Paschi-Pascho-Pascha nur seine Possen mit uns treiben? ... Will der uns etwa bis an's Ende der Welt schicken?

Ja, ob's bis an's Ende der Welt geht, weiß ich jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, selbst noch nicht.

Wenn unser Onkel die Angaben des zweiten Dokumentes für sich behalten hat, so geschah das aus Mißtrauen gegen Ben Omar. Seit dieser Bursche ihm in Saint Malo sein Geheimniß entlocken wollte, hat

er ihn im Verdacht – vielleicht nicht mit Unrecht, und ich gesteh' es Dir, liebe Enogate, sein Schreiber Nazim kommt mir auch gar nicht geheuer vor. Tregomain stößt sich ebenso wie ich an seine wilde Physiognomie und seine düstern Augen. Ich versichre Dir, daß unser Notar, der Herr Calloch in der Bey-Straße, ihn nicht in sein Bureau aufnähme. Wüßten Ben Omar und er die Adresse jenes Zambuco, so bin ich überzeugt, daß sie versuchen würden, uns den Rang abzulaufen. Der Onkel aber hat, selbst uns beiden gegenüber, davon keine Silbe verlauten lassen. Die beiden Aegypter wissen nicht einmal, daß wir nach Tunis gehen, und so verlassen wir denn Mascat ohne jede Ahnung, wohin die Schrulle des Paschas uns noch verschlagen wird.«

»Diese verteufelten Kniffe gefallen mir auch nicht!« bemerkte Nanon.

Juhel schilderte im weiteren die Vorkommnisse bei der Rückfahrt, die Abreise vom Eiland, die Verblüffung des Dolmetschers Selik, die Fremden mit leerer



Hand wiederkommen zu sehen, so daß er nicht mehr daran zweifeln konnte, daß es sich diesen nur um eine einfache Spazierfahrt gehandelt habe, weiter den beschwerlichen Zug mit der Karawane, die Ankunft in Mascat und endlich die zwei Tage, die sie auf das Packetboot von Bombay hatten warten müssen.

»Wenn ich Dir nicht noch einmal von Mascat aus schrieb, fügte Juhel hinzu, so geschah es, weil ich etwas neues zu erfahren hoffte, das ich Dir mittheilen könnte. Leider vergeblich! Ich weiß nur, daß wir nach Suez zurückfahren, um uns von da aus nach Tunis zu begeben.«

Enogate schwieg und warf einen Blick auf Nanon, die die Achseln zuckend murmelte:

»Wenn sie nicht ans Ende der Welt gehen! Bei den Ungläubigen muß man sich auf alles gefaßt machen! ...«

Die vortreffliche Frau sprach von den Orientalen in der Weise, wie es während der

Kreuzzüge Sitte war. Bei ihren Skrupeln als fromme Bretagnerin wären ihr auch die aus solcher Quelle fließenden Millionen von schlechtem Schrot und Korn erschienen ... So etwas hätte einer aber vor Meister Antifer hören lassen sollen!

Dann berichtete Juhel noch über die Fahrt nach Suez und daß Ben Omar während derselben wieder ganz jämmerlich seekrank gewesen sei.

»Desto besser!« meinte Nanon.

Ferner über Pierre-Servan-Malo, aus dem während der Reise keiner ein Wort herausgebracht habe.

»Siehst Du, liebe Enogate, ich weiß nicht, was daraus werden sollte, wenn unser Onkel sich in seinen Erwartungen betrogen sähe, oder ich weiß es vielmehr zu gut, er würde überschnappen. Wer hätte das von einem so gesetzten, in seinen Bedürfnissen so bescheidenen Mann geglaubt! ... Die Aussicht, hundertfacher Millionär zu

werden ... nun, würde das nicht viele Köpfe wacklig machen? Ja, unsre beiden gewiß nicht. Doch das kommt davon, daß unser Leben ganz im Herzen concentrirt ist.

Von Suez aus kamen wir nach Port-Saïd, wo wir die Abfahrt des Dampfers nach Tunis abwarten mußten. Dort wohnt nämlich jener Banquier Zambuco, dem unser Onkel das infernalische Document ausliefern soll. Wohin wir aber gehen sollen, wenn sich durch die Länge des einen und durch die Breite des andern die Lage des neuen Eilandes hat bestimmen lassen ... das wissen die Götter! Hier liegt der Schwerpunkt und meiner Ansicht nach ein sehr gewichtiger, denn er bestimmt unsre Rückkehr nach Frankreich ... meine Heimkehr zu Dir ...«

Enogate ließ den Brief fallen, den ihre Mutter wieder aufhob. Sie konnte ihn nicht weiter lesen. Schon sah sie die Abwesenden tausende Meilen weit von sich entfernt, den größten Gefahren und den schrecklichsten

Gegenden preisgegeben ... vielleicht kamen sie niemals wieder ...

»Ach, Onkel, Onkel, rief sie, was hast Du denen Schlimmes angethan, die Dich ja so aufrichtig lieben!

– Uns ziemt es, ihm zu verzeihen, mein Kind, und Gott zu bitten, daß er ihn in seinen Schutz nehmen möge!«

Jetzt folgten einige Minuten des Schweigens, während die beiden Frauen ein Gebet stammelten.

Dann fuhr Enogate fort:

»Am 16. April haben wir Port-Saïd verlassen und konnten vor Tunis nicht wieder an's Land gehen. In den ersten Tagen dampften wir an der ägyptischen Küste hin, doch den Blick Ben Omar's hättest Du sehen sollen, als Alexandria schwach in Sicht kam! Ich glaubte schon, er wolle sich ausschiffen und seine Provision laufen lassen ... da mischte sich aber sein

Schreiber ein und brachte ihn in ihrer Sprache, von der wir ja kein Wort verstehen, zur Vernunft ... doch, wie mir schien, in recht brutaler Weise. Offenbar fürchtet sich Ben Omar vor diesem Nazim, und ich habe mich mehrfach gefragt, ob dieser Aegypter wohl überhaupt der Mann ist, der er sein soll, so räuberähnlich sieht er mir aus. Auf jeden Fall werd' ich ihn scharf im Auge behalten.

Jenseits Alexandria steuerten wir auf das Cap Bon zu und ließen die Golfe von Tripolis und Gabes südlich liegen. Endlich zeigten sich am Horizonte die tunesischen Höhenzüge mit ihren verlassnen Forts auf dem Kamm und ein oder zwei Marabuts zwischen der grünen Decke. Am Abend des 21. April erreichten wir dann die Rhede von Tunis, und am 22. warf unser Schiff vor den Molen von la Goulette Anker.

Meine liebste Enogate, bin ich Dir in Tunis auch weit näher als da draußen im Golfe von Oman, so bin ich doch immer noch weit entfernt, und wer weiß, ob ein Unstern

uns nicht noch weiter von einander trennt. Freilich, ob man fünf oder fünftausend Lieues von einander entfernt ist, ist ja eines so schlimm wie das andre. Verzweifle mir nur nicht, ich wiederhole Dir, wie der Ausgang dieser Reise auch sein möge, sie selbst soll nicht in Ewigkeit dauern.

Ich schreibe Dir diesen langen Brief gleich an Bord, um ihn zur Post zu geben, sobald wir nach la Goulette kommen. In wenigen Tagen wird er in Deinen Händen sein! Er sagt Dir freilich nicht, was ich selbst nicht weiß, das heißt, wohin wir nun etwa verschlagen werden. Unser Onkel weiß das aber auch selbst nicht, denn es kann erst festgestellt werden, nachdem wir uns mit dem Banquier ins Einvernehmen gesetzt haben, den wir in Tunis wahrscheinlich aus seiner Ruhe unwillkommen aufstören. Wenn er jedoch erfährt, daß es sich um jene enorme Erbschaft handelt, von der ihm die Hälfte zufallen soll, so wird der Herr Zambuco wohl mit bei der Sache sein, wird sich uns bei den weiteren Nachsuchungen anschließen und wahrscheinlich den Kopf

ebenso voll haben wie unser braver Onkel

...

Sobald ich übrigens die Lage des Eilandes Nummer zwei kenne – und es kann nicht lange dauern da ich es bin, der diese auf der Karte feststellen wird – so erhältst Du weitre Nachricht. Vielleicht folgt diesem dritten Briefe also binnen wenigen Tagen noch ein vierter.

Wie der vorliegende, liebste Enogate, wird er Dir die herzlichsten Grüße von Herrn Tregomain und von mir bringen ... doch auch die von unserm Onkel, obwohl dieser jede Erinnerung an Saint Malo, wie von seinem alten Vaterhause und von allen Geliebten darin, verloren zu haben scheint. Was mich betrifft, meine herzinniggeliebte Braut, sende ich Dir alle meine Liebe, wie ich die Deinige erhalten würde, wenn es mir möglich wäre, einen Brief von Dir zu erhalten.

Für jetzt und immer  
Dein getreuer, Dir aufrichtig ergebener

Juhel Antifer.«



## II.

Worin der Miterbe Antifer's in gewohnter Weise vorgestellt wird.

Auf der Rhede in Tunis angekommen, ist man noch nicht in Tunis. Vorher muß man sich der Boote vom Schiffe bedienen oder sich den einheimischen »Mahomes« anvertrauen, um nach La Goulette zu gelangen.

Dieser Hafen ist in der That kein Hafen in dem Sinne, daß Schiffe, selbst von mittlerem Tiefgange, einfahren und sich festlegen könnten; das ist höchstens den Küstenfahrzeugen und den Fischerbooten möglich. Alle übrigen müssen draußen vor Anker liegen bleiben und wenn die Bergkette sie auch vor den Stürmen aus Osten schützt, so sind sie doch den aus Westen und Norden vollständig preisgegeben, und Frankreich sucht deshalb

auch entweder den Hafen von Biserta an der Westküste der Regentschaft zu erweitern, oder durch einen zehn Kilometer langen Canal durch den Bahira-See dahin zu gelangen, um Handels- und Kriegsschiffen einen sichern Platz zu schaffen.

Wenn Antifer und seine Begleiter aber in la Goulette waren, so waren sie damit noch nicht in der Stadt Tunis. Sie mußten erst die von einer italienischen Gesellschaft erbaute Schmalspurbahn benützen, die längs des Hügels von Karthago den Bahira-See umkreist.

Auf dem Quai angelangt fanden unsre Reisenden eine breite Straße mit dem Hotel des Gouverneurs, der katholischen Kirche, mit Cafés und Privathäusern, kurz, alles vereinigt, was es hier Europäisches und Modernes giebt. Man muß bis nach dem Strandpalast hinausgehen, den der Bey zur Seebadezeit zuweilen bewohnt, um das erste Zeichen von orientalischer Färbung zu entdecken.

»Die orientalische Färbung« – darum bekümmerte sich Pierre-Servan-Malo freilich ebensowenig, wie um die hier spielenden Sagen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten von Regulus, den Scipionen, Cäsar, Marius und Hannibal! Die Namen dieser großen Persönlichkeiten kannte er gewiß nur so vom Hörensagen, denn, wie den guten Tregomain, befriedigte der Ruhm seiner Vaterstadt die Eigenliebe des Mannes schon vollständig. Nur Juhel hätte sich historischen Erinnerungen hingeben können, wenn die Gegenwart für ihn nicht gar so sorgenvoll gewesen wäre. Von ihm konnte man dasselbe sagen, was in der Levante von einem zerstreuten Menschen gesagt wird: »Er sucht seinen Sohn, den er auf den Schultern trägt.« Er freilich suchte seine Verlobte, bekümmert, sich noch weiter von ihr entfernen zu sollen.

Nach schneller Wanderung durch la Goulette, kamen Meister Antifer, der Frachtschiffer und Juhel, in der Hand den Reisesack – den sie in Tunis wieder zu

füllen gedachten – nach dem Bahnhof, um den nächsten Zug abzuwarten. Ben Omar und Nazim folgten ein kleines Stück hinter ihnen. Da Meister Antifer die Zähne fest zusammengebissen hielt, wußten sie noch nichts von jenem Banquier Zambuco, den die Laune Kamylik-Paschas ihnen noch zugesellen sollte. Das war ja ärgerlich, wenn auch nicht für den Notar, der seine Provision jedenfalls einheimste, wenn er nur bei der Gesellschaft ausharrte, so doch für Saouk, der es dann mit zwei Erben statt mit einem zu thun bekam. Und was für ein Mann würde der neue wohl sein?

Nach halbstündigem Warten nahmen die Reisenden in einem Zuge Platz, hielten bald einige Minuten an einer nahen Station, von wo aus die Rückseite des Hügels von Karthago und das wegen seines archäologischen Museums berühmte Kloster der Weißen Brüder zu sehen war, erreichten dann binnen vierzig Minuten Tunis und begaben sich durch dessen Marine-Allee nach dem im Europäerviertel gelegnen Hôtel de France. Hier erhielten sie

drei etwas nackte Zimmer, nach denen man auf sehr breiter Treppe gelangte und deren Betten mit Moskitonetzen überspannt waren. Im Restaurant des Erdgeschosses konnten sie in einem geräumigen Saale mit recht guter Ausstattung zu beliebiger Zeit ihr Frühstück und Mittagbrod einnehmen. Das Haus machte in der That einen großstädtischen Eindruck. Unsre Malouins dachten freilich nicht daran, hier längere Zeit zu verweilen.

Meister Antifer scheute sogar die Mühe, sich erst einmal nach seinem Zimmer hinauf zu begeben.

»Ich hoffe, Euch hier wieder zu finden, sagte er zu seinen Begleitern.

– Geh' nur, alter Freund, antwortete der Frachtschiffer, mache Deine Geschäfte gleich bei der Landung ab!«

Diese »Landung« beunruhigte Juhels Oheim freilich ein wenig. Gewiß fiel es ihm nicht ein, seinen Miterben überlisten zu

wollen, wie es Ben Omar bei ihm versucht hatte. Als ehrlicher Mann und, trotz seiner Eigenheiten, von vollendeter Geradheit, stand es für ihn fest, keine Winkelzüge zu machen. Er wollte vor den Banquier treten und zu ihm sagen:

»Hier sehen Sie, was ich Ihnen bringe ... wir wollen nun sehen, was Sie dafür zu bieten haben, und dann: Vorwärts!«

Was das auf dem Eiland gefundene Document betraf, mußte genannter Zambuco ja davon unterrichtet sein, daß ein gewisser Antifer, ein Franzose, ihm die Länge bringen würde, die zur Lagebestimmung des Eilandes mit dem verborgenen Schatze nothwendig war ... der Banquier konnte sich über sein Erscheinen also nicht besonders wundern.

Eine Furcht bedrückte Meister Antifer aber doch – die Furcht, daß sein Miterbe des Französischen nicht mächtig wäre. Sprach Zambuco wenigstens englisch, so war ja mit Hilfe des jungen Kapitäns zur Noth

auszukommen. Verstand er aber keine dieser beiden Sprachen, so mußte man einen Dolmetscher in Anspruch nehmen. Und dann war das Hundertmillionen-Geheimniß schon einem Dritten bekannt ...

Beim Verlassen des Hôtels hatte Meister Antifer, ohne zu sagen, wohin er wolle, einen Führer verlangt, und bald verschwand er mit diesem um die Ecke einer auf dem Marine-Platze ausmündenden Straße.

»Da er uns nicht braucht ... hatte der Frachtschiffer hingeworfen.

– ... Gehen wir eben spazieren, fiel Juhel ein, und schaffen zuerst meinen Brief nach der Post.«

Von dem nahe beim Hôtel gelegnen Postgebäude aus schleuderten sie dann nach Bab-el-Mandeb, dem Thore des Meeres, um von hier aus um die, Tunis in der Länge von zwei Lieues umschließende, zinnengekrönte Mauer zu lustwandeln.

Kaum hundert Schritte vom Hotel aber hatte Meister Antifer zu seinem Führer-Dolmetscher gesagt:

»Sie kennen doch wohl den Banquier Zambuco?

– Den kennt hier jedes Kind.

– Und er wohnt ...?

– In der untern Stadt, im Malteserviertel.

– Zu ihm sollen Sie mich führen.

– Ganz zu Ihrem Befehl, Excellenz.«

Hierzulande sagt man »Excellenz«, wo man bei uns nur »Herr« gebraucht.

Meister Antifer ging nach der Untern Stadt. Den Merkwürdigkeiten des Weges schenkte er freilich keinerlei Beachtung, weder hier einer der Moscheen, von denen es in Tunis Hunderte giebt, die alle von schlanken Minarets überragt werden, noch den Ueberresten aus der Römer- oder



Saracenenzeit; noch weiterhin einem schönen, von Feigenbäumen und Palmen beschatteten Platze, den engen Straßen mit ihren Auge in Auge gegenüberliegenden Häusern, die hier steigen, dort fallen und von düstern Läden besetzt sind, welche Lebensmittel, Stoffe und Schmuckwaaren enthalten, je nachdem sie das Quartier der Franken, der Italiener und der Juden oder der Malteser versorgen. Pierre-Servan-Malo dachte nur an seinen bevorstehenden Besuch, den ihm Kamylyk-Pascha aufgenöthigt hatte, und an den Empfang, den er finden würde ... Nun, er meinte, wenn man einem Manne so fünfzig Millionen ins Haus trägt, darf man sich eines freundlichen Empfanges wohl versichert halten.

Nach halbstündigem Marsche war das Malteservierviertel erreicht. Es ist nicht gerade das sauberste der hundertfünfzigtausend Einwohner zählenden Stadt, die sich, vorzüglich in den älteren Theilen, überhaupt nicht durch Reinlichkeit auszeichnet. Jener Zeit wehte übrigens das

Banner Frankreichs noch nicht von ihren Zinnen.

Am Ende einer Straße, vielmehr eines Gäßchens in diesem Handelsviertel, blieb der Führer vor einem, von außen recht mittelmäßig erscheinenden Hause stehen. Nach dem Muster aller tunesischen Wohnungen erbaut, bildete es einen würfelförmigen Block mit Terrasse, ohne äußere Fenster, und mit einem Hofe, einem jener »Patios« nach arabischer Mode, von dem aus die Zimmer Licht erhalten.

Der Anblick dieses Bauwerkes erregte in Meister Antifer nicht den Gedanken, daß sein Inhaber in Ueberfluß schwimmen – er sagte: »seinen Kiel eintauchen« – könnte, und das hielt er für den Ausgang seines Vorhabens für um so besser.

»Hier haust also der Banquier Zambuco? fragte er den Führer.

– Allerdings, Excellenz.

- Das ist sein Bankhaus ...?
- Gewiß.
- Eine andre Wohnung hat der Mann nicht?
- Nein, Excellenz.
- Gilt er denn für reich?
- Der besitzt Millionen!
- Sapperment! stieß Meister Antifer hervor.
- Ist aber ebenso geizig, wie reich.
- Tausendsapperment!« platzte Meister Antifer heraus.

Hiermit entließ er den »Excellenz«-Burschen, der nach dem Hôtel umkehrte.

Natürlich war Saouk den beiden nachgegangen, ohne sich sehen zu lassen. Jetzt wußte er, wo Zambuco wohnte, und überlegte, ob er, vorzüglich wenn die beiden Erben etwa in Uneinigkeit geriethen,

daraus nicht Nutzen ziehen könnte. Ja, hätte Antifer, als sie sich alle auf dem Eiland Nummer eins befanden, neben dem Namen Zambuco auch die neue Längenangabe fallen lassen, so würde er ihm vorausgeeilt sein und sich mit dem Tunesier – unter oder ohne Zusicherung eines Antheils an dem zu hebenden Schatze – verständigt haben. Dabei fiel ihm freilich wieder ein, daß das Document nicht ihn, sondern den Meister Antifer als Erbberechtigten bezeichnet ... doch – gleichgültig, er wollte sein Ziel verfolgen, und wenn der Malteser und der Malouin erst in Besitz ihrer Legate waren, hoffte er sie beide berauben zu können.

Pierre-Servan-Malo trat in das Haus des Banquiers und Saouk wartete draußen.

Das linke Hintergebäude enthielt das Comptoir. Im Hofe befand sich niemand. Dieser schien ebenso verlassen, als ob das Bankhaus an demselben Morgen in Folge von Zahlungseinstellung geschlossen worden wäre.

Der Banquier Zambuco hatte aber nicht falliert.

Der tunesische Geldhändler war ein mittelgroßer, etwa sechzigjähriger Mann, mager und nervös, mit lebhaften, stechenden, doch unstillen Augen, bartlosem Gesicht, gelblichem Teint, grauem Haar, das wie eine Filzmütze auf seinem Schädel gelehrt saß, mit leicht gekrümmtem Rücken und faltigen Händen, die in lange Hakenfinger ausliefen. Er besaß noch ein volles Gebiß, das gern zwischen den dünnen Lippen hervorschimmerte. Wenn auch kein erfahrener Beobachter, erkannte Meister Antifer doch, daß er in Zambuco keine sympathische Persönlichkeit vor sich hatte, mit der in Beziehung zu treten, für ihn kein Vergnügen sein würde.

In der That war der Banquier mehr ein Wucherer, ein Pfandleiher, der ebenso gut als Jude wie als Malteser hätte geboren sein können. Solcher Malteser giebt es in Tunis

übrigens zwischen fünf- und sechstausend Exemplare.

Von Zambuco sagte man, daß er durch allerhand nicht ganz reinliche Bankoperationen – durch solche, die man mit »Vogelleim an den Fingern« ausführt – ein beträchtliches Vermögen zusammengescharrt habe. Reich war er in der That und bildete sich auch etwas darauf ein. Seiner Meinung nach konnte man aber nie reich genug sein, um nicht noch reicher werden zu können. Die Leute erklärten ihn für einen mehrfachen Millionär und irrten hierin nicht, trotz des mehr als bescheidenen Aussehens seines Hauses – das ja auch den Meister Antifer getäuscht hatte. Jedenfalls sparte dieser Zambuco an allen Ecken und Enden und hatte sich wohl vieler Bedürfnisse entwöhnt, um nur Gold zusammenzuhäufen. Bei seinem Geize hatte er es denn zu mehreren Millionen gebracht, die fast zinslos im Cassenschranke ruhten.

Daß ein solcher Knauser Hagestolz bleiben mußte, liegt am Ende auf der Hand, und wenn das Cölibat in irgend einem Falle eine gewisse Berechtigung hat, so ist es in dem der Leute dieses Schlages. Zambuco war es auch niemals eingefallen, sich verehelichen zu wollen, und das sei »ein wahres Glück für seine Frau« – so spotteten die Witzbolde des Malteserviertels. Von näheren Verwandten, außer einer Schwester des Mannes, wußte man auch nichts. Die früheren Generationen Zambuco's liefen in ihm zusammen. Er lebte als Einsiedler in seinem Hause, eigentlich in seinem Comptoir, oder noch richtiger, in seinem »Feuerfesten«, und hatte nur eine alte Tuneserin zur Bedienung, die ihm an Nahrung und Lohn blutwenig kostete. Was einmal in diese Höhle hineintrat, das kam nicht wieder heraus. Meister Antifer bekam es hier also mit einem etwas eigenthümlichen Rivalen zu thun, von dem man sich fragen durfte, welchen Dienst er Kamyk-Pascha einst wohl geleistet haben könnte.

Und doch läßt sich das in einigen Zeilen klar machen.

Mit siebenundzwanzig Jahren und vater- und mutterlos – wozu hätten ihm Eltern, um die er sich doch nicht bekümmert haben würde, auch genützt? – hatte Zambuco in Alexandria gewohnt. Dasselbst betrieb er, mit Scharfsinn und unermüdlicher Ausdauer, allerlei Courtagegeschäfte, nahm von Käufern und Verkäufern Aufträge entgegen und spielte also vorläufig den Geldvermittler, um später Geldhändler zu werden – nebenbei gesagt, das einträglichste Handwerk für die menschliche Intelligenz.

Im Jahre 1829 kam, wie erinnerlich, Kamyk-Pascha, der für sein von seinem Vetter Murad begehrtes Vermögen fürchtete, der Gedanke, seinen Besitz zu realisieren und seine Schätze nach Syrien zu schaffen, wo er sie für sichrer als in irgend einer Stadt Aegyptens hielt. Zu dieser umfänglichen Operation brauchte er einige Agenten, als welche er nur



vertrauenswürdige Landesfremde wählen wollte. Diese Leute setzten dabei selbst viel aufs Spiel, mindestens ihre Freiheit, wenn sie den reichen Aegypter gegen den Vicekönig unterstützten. Der junge Zambuco gehörte zu ihnen. Mit Feuereifer, der auch genügend belohnt wurde, ging er an die Sache, reiste wiederholt nach Aleppo und trug überhaupt am meisten dazu bei, die Schätze seines Klienten in Sicherheit zu bringen.

Das ging nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren ab, und nach dem Weggange Kamylik-Paschas wurden einige Agenten desselben, darunter Zambuco – die der Polizei Mehemet Ali's verdächtig erschienen waren – gefangen gesetzt. Wegen Mangels an Beweisen mußte man sie zwar wieder laufen lassen, bestraft waren sie für ihre Ergebenheit aber doch.

Sowie der Vater des Meister Antifer also Kamylik-Pascha 1799 einen großen Dienst erwiesen hatte, als er ihn halbtodt aus der Klippe von Jaffa rettete, so hatte sich

dreißig Jahre später auch Zambuco ein Anrecht auf dessen Erkenntlichkeit erworben.

Kamylk-Pascha sollte seiner nicht vergessen.

Das erklärt also sehr einfach, warum Thomas Antifer einerseits und der Banquier Zambuco andererseits, der eine in Saint Malo, der andre in Tunis, im Jahre 1842 einen Brief erhalten hatten, der ihnen ankündigte, daß sie eines Tages ihren Antheil an einem Schatze von hundert Millionen auf einem Eilande zu erheben haben würden, von dem jeder die Breitenangabe empfang, während sie die Länge einander seiner Zeit mitzutheilen hätten.

Daß die Wirkung dieser Mittheilung auf eine Persönlichkeit wie diesen Zambuco die gleiche war, wie auf Thomas Antifer und später auf dessen Sohn, ist ja leicht zu vermuthen. Natürlich äußerte der Banquier hierüber gegen keinen Menschen auch nur

ein Wörtchen. Er verschloß die Ziffern seiner Breite im Tresor des dreifach gesicherten Geldschrankes, und seitdem verfloß keine Minute, wo er nicht dem Eintreffen des von Kamylyk-Pascha angekündigten Antifer entgegensah. Vergeblich bemühte er sich, das Schicksal jenes Aegypters auszukundschaften. Von seiner Gefangennahme an Bord der Brigg-Goelette, 1834, von seiner Ueberführung nach Kairo, seiner achtzehnjährigen Einkerkerung und von seinem 1852 erfolgten Ableben war nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Jetzt schrieb man 1862. Zwanzig Jahre waren seit 1842 verflossen, ohne daß der Malouin erschien, und die Länge hatte sich der Breite noch nicht zugesellt. Zambuco verlor die Hoffnung darauf jedoch nicht, daß die Absichten Kamylyk-Paschas sich schon früher oder später erfüllen würden. Seiner Ueberzeugung nach mußte sich genannter Antifer ebenso sicher noch in der Malteserstraße zeigen, wie ein von allen Sternwarten angekündigter Komet am

Himmel aufzieht. Der Nimmersatt bedauerte nur, die Erbschaft mit einem Zweiten theilen zu müssen, und in Gedanken schickte er diesen zu allen Teufeln. An den Verfügungen des dankbaren Aegypters vermochte er freilich nichts zu ändern. Die hundert Millionen zu theilen, erschien ihm aber immer entsetzlich. Jahrelang hatte er deshalb schon gegrübelt und die unsinnigsten Pläne entworfen, wie er wohl die ganze Erbschaft einstecken könnte. Jedenfalls war er auf den Empfang jenes Antifer, wenn dieser ihm die versprochene Länge brachte, gebührend vorbereitet.

Natürlich hatte der vom Schiffahrtswesen nicht unterrichtete Banquier Zambuco sich erklären lassen, wie man mittelst einer Länge und einer Breite, d. h. durch Kreuzung zweier nur gedachter Linien, die Lage eines Punktes auf der Erdkugel bestimmen könne. Jedenfalls hatte er aber begriffen, daß die Zusammenwirkung der beiden Legatare dazu unerläßlich sei, daß er

nichts ohne Antifer, und Antifer nichts ohne  
ihn ausrichten könne.

### III.

Worin Meister Antifer sich einem so unsinnigen Vorschlage gegenüber sieht, daß er die Flucht ergreift, um nicht darauf antworten zu müssen.

»Kann ich den Banquier Zambuco sprechen?

– Wenn in Geschäften, ja.

– Es handelt sich um Geschäftsangelegenheiten.

– Ihr Name?

– Melden Sie einen Ausländer, das genügt.«

Diese Fragen und Antworten wurden zwischen Meister Antifer und einem bejahrten, griesgrämigen Eingebornen (in schlechtem Französisch) gewechselt, der in

einem engen, durch ein Drahtgitter in zwei Hälften getheilten Comptoir am Pulte hockte.

Der Malouin hatte seinen Namen nicht nennen wollen, weil er die Wirkung dieses Namens zu beobachten wünschte, wenn er vor den Banquier hintrat und sagte:

»Ich bin Antifer, der Sohn Thomas Antifer's, aus Saint Malo!«

Eine Minute darauf sah er sich in ein Cabinet ohne Gardinen, mit weißgetünchten Wänden und vom Lampenruß geschwärzter Decke eingeführt, dessen ganze Ausstattung in einem Geldschränke, einem Cylinderbureau, einem Tische und zwei Schemeln bestand.

Vor dem Tische saß der Banquier. Die beiden Erben Kamyk-Paschas befanden sich jetzt also Auge in Auge gegenüber.

Ohne aufzustehen, schob Zambuco mit Daumen und Mittelfinger die große

rundglasige Brille auf der Papageiennase zurecht und fragte, kaum den Kopf aufrichtend, in einem Französisch, das dem Bewohner von Languedoc oder der Provence ganz gut angestanden hätte:

»Mit wem habe ich die Ehre ...

– Mit dem Küstenschiffs-Kapitän Antifer,« antwortete der Malouin, überzeugt, daß diese fünf Worte einen Aufschrei Zambuco's und dessen Emporschnellen vom Stuhle zur Folge haben müßten. Statt dessen lautete die kurze Antwort aber nur:

»Sie ... endlich!«

Der Banquier fuhr weder in die Höhe, noch kam ein Aufschrei aus seinem zusammengekniffenen Munde. Ein aufmerksamer Beobachter hätte jedoch bemerkt, daß hinter der Brille ein Blitz aufleuchtete – ein Blitz, den die niedersinkenden Augenlider sofort verhüllten.



»Ich sagte Ihnen, daß ich der Meister Antifer bin.

– Hab' es schon verstanden.

– Antifer, Pierre-Servan-Malo, Sohn des Thomas Antifer aus Saint Malo ... Ille et Villaine ... Bretagne ... Frankreich ...

– Besitzen sie einen auf mich gezogenen Creditbrief? fragte der Banquier, ohne daß seine Stimme die leiseste Erregung verrieth.

– Einen Creditbrief? ... Ja! erwiderte Meister Antifer, ganz außer Fassung über den mehr als kühlen Empfang. Einen Creditbrief auf hundert Millionen.

– So geben Sie ihn her!« erwiderte Zambuco nachlässig, als handelte es sich um eine Sache von wenigen Piastern.

Der Malouin fühlte sich plötzlich aus dem Sattel gehoben. Wie? Seit zwanzig Jahren war dieser phlegmatische Banquier unterrichtet, daß er einst seinen Antheil an

einem kaum glaublichen Schatze erhalten, daß eines Tages ein gewisser Antifer erscheinen würde, um ihm diesen, so zu sagen, ins Haus zu tragen, und er ließ sich in diesem Augenblicke gar nicht aus der Ruhe bringen? Er gab kein Zeichen des Erstaunens, der Befriedigung von sich? ... Sollte das Document einen Fehler enthalten haben? ... Hätte er sich an jemand anders als an diesen tunesischen Malteser zu wenden? ... War der Banquier Zambuco nicht der Besitzer der Breite, die die Eroberung des zweiten Eilandes ermöglichen sollte? ...

Vom Kopf bis zu den Füßen durchrieselte den enttäuschten Miterben ein erkältender Schauer. Das Blut stürmte ihm zum Herzen zurück, so daß er kaum Zeit gewann, sich niederzusetzen.

Ohne eine Bewegung, ihm beizuspringen, betrachtete der Banquier ihn durch die Brille, während um seine Lippen ein leichtes Zucken spielte. Wenn er sich nicht

bemüht hätte, sie zurückzuhalten, wären ihm die Worte entflohen:

»Nicht sehr stark, der Matrose hier!«

Das bedeutete: »Mit dem ist leicht fertig zu werden!«

Pierre-Servan-Malo hatte sich inzwischen gefaßt. Nachdem er sich mit dem Taschentuche das Gesicht abgetrocknet hatte, fragte er, mit der großen Hand kräftig auf den Tisch schlagend:

»Sie sind doch der Banquier Zambuco?

– Ja ... in Tunis der einzige dieses Namens.

– Und Sie haben mich nicht erwartet? ...

– Nein.

– War Ihnen mein Erscheinen nicht längst angekündigt? ...

– Wie sollte das geschehen sein? ...

- Durch den Brief eines gewissen Pascha ...
- Eines Pascha? warf der Banquier dazwischen. Briefe von Paschas hab' ich schon Hunderte erhalten ...
- Kamylik-Pascha ... aus Kairo? ...
- Daß ich nicht wüßte.«

Dieses ganze Spiel Zambuco's ging darauf hinaus, daß Meister Antifer sich ihm völlig offenbaren und ihm seine Waare, das heißt seine Länge, anbieten sollte, ohne daß er seine Breite dafür anbot.

Immerhin sah er bei Nennung des Namens Kamylik-Paschas so aus, als ob ihm dieser Name nicht unbekannt wäre. Er suchte im Schranke seines Gedächtnisses nach.

»Halt, warten Sie, sagte er, die Brille anders rückend. Kamylik-Pascha ... von Kairo? ...

- Ja, erklärte Meister Antifer, eine Art ägyptischer Rothschild, der ein ungeheures

Vermögen in Gold, Diamanten und Edelsteinen besaß ...

– Richtig, dessen entsinn' ich mich ...

– Und der Sie benachrichtigt haben muß, daß die Hälfte dieses Vermögens eines Tages Ihnen zufallen solle ...

– Sie haben recht, Herr Antifer, ich muß den betreffenden Brief irgendwo aufgehoben haben ...

– Wie ... irgendwo! ... Sie wissen nicht einmal, wo er ist? ...

– O, bei mir kommt nichts weg ... Ich werd' ihn schon wiederfinden.«

Bei dieser Antwort verriethen die Haltung des Meisters Antifer und seine sich zusammenballenden Hände deutlich, daß er den Banquier den Hals umdrehen würde, wenn der Brief sich nicht wiederfand.

»Das muß einer sagen, Herr Zambuco, sagte er, sich mit Mühe bemeisternd, Ihre

Ruhe ist zum toll werden! ... Sie sprechen von dieser Geschichte mit einer Gleichgiltigkeit ...

– Pah! ... machte der Banquier.

– Wie ... was ... pah! ... Wenn sich's um hundert Millionen handelt ...«

Um die Lippen Zambuco's flog nur ein verächtliches Lächeln. Der Mann machte sich aus einer Million so viel wie aus einer Orangenschale oder aus einem Citronenkern.

»Hah, der Spitzbube! dachte Antifer, der ist doch schon hundertfacher Millionär!

In diesem Augenblick lenkte der Banquier das Gespräch jedoch auf ein andres Gebiet, um zu erfahren, was er noch nicht wußte, das heißt in Folge welcher Verkettung der Verhältnisse er den Besuch dieses Malouin erhielt. So begann er in sehr ungläubigem Tone und während er die Brillengläser mit einem Taschentuchzipfel abwischte:

»Glauben Sie denn übrigens im Ernste an diese Geschichte mit dem Schatze?

– Ob ich daran glaube! Wie ich an die heilige Dreieinigkeit in drei Personen glaube!«

Das versicherte er mit einer Ueberzeugung, mit einer Glaubensfestigkeit, die nur ein bretonischer Bretagner auszudrücken vermag.

Darauf erzählte er alles Vorhergegangene, unter welchen Umständen sein Vater im Jahre 1799 dem Pascha das Leben gerettet habe, wie 1842 in Saint Malo ein geheimnißvoller Brief eingetroffen sei, der die Stelle des Schatzes auf dem zu suchenden Eilande bezeichnte; wie er, Antifer, das nur ihm allein bekannte Geheimniß von seinem sterbenden Vater erhalten und er zwanzig volle Jahre auf das Erscheinen des angekündigten Boten gewartet habe. Dann schilderte er das Zusammentreffen mit Ben Omar, der ihm die ersehnte Länge gebracht hätte ... u. s.

w., die Reise, in Begleitung seines Neffen Juhel und seines Freundes Tregomain, nach dem Golfe von Oman und schließlich, daß sich an der mit einem Doppel- κ bezeichneten Stelle nur ein Kasten mit einem Document darin gefunden hätte, das die Länge eines zweiten Eilandes angab, die er, Antifer, dem Banquier Zambuco in Tunis mitzuthemen habe, der wiederum die Breite besitzen würde, die zur Lagebestimmung des zweiten Eilandes unentbehrlich wäre.

So gleichgiltig er sich zu sein stellte, hatte der Banquier diesen Bericht doch mit gespanntester Aufmerksamkeit angehört. Ein leichtes Zittern der Finger verrieth seine innere Erregung. Als Meister Antifer, dem dicke Schweißtropfen von der Stirn fielen, geendigt hatte, begnügte sich Zambuco zu sagen:

»Ja ... wirklich ... das Vorhandensein des Schatzes scheint hierdurch außer Zweifel zu stehen. Welches Interesse konnte aber Kamyk-Pascha daran haben, in dieser merkwürdigen Weise zu verfahren? ...«



In der That, dieses Interesse war nicht sofort zu begreifen.

»Was man davon denken soll, antwortete Meister Antifer, das ist ... doch zunächst, Herr Zambuco, sind Sie an den Kreuz- und Querzügen des Paschas in irgend einer Weise betheiligt gewesen? ... Haben auch Sie ihm irgend welchen Dienst erweisen können?

– Gewiß ... sogar einen großen.

– Bei welcher Gelegenheit?

– Als er sein Vermögen zu Gelde machen wollte, während er noch in Kairo wohnte, wo ich mich jener Zeit ebenfalls aufhielt.

– Nun ja ... das Eine ist klar ... er hat an der Hebung des Schatzes die zwei Personen betheiligen wollen, denen er eine gewisse Dankbarkeit schuldig zu sein glaubte ... Sie ... und an Stelle meines Vaters ... mich.

– Und warum nicht noch Andre? bemerkte der Banquier.

– Herr, sagen Sie das nicht! rief Meister Antifer, der den Tisch durch einen gewaltigen Faustschlag erschütterte. Es ist schon an Zweien genug ... eigentlich zu viel ...

– Ja freilich, bestätigte der Banquier. Doch ich bitte noch um eine gefällige Erklärung. Warum hat Sie jener Notar von Alexandria bei ihren Nachsuchungen begleitet?

– Eine Clausel des Testaments sichert ihm eine Provision unter der ausdrücklichen Bestimmung zu, daß er persönlich der Hebung jenes Schatzes beiwohnt ...

– Und wie viel beträgt jene Provision?

– Ein Procent.

– Ein Procent! ... Der Spitzbube!

– Der Spitzbube! ... Ja, das ist für ihn der rechte Name, rief Meister Antifer, und

glauben Sie mir, ich hab' ihm diesen auch nicht vorenthalten!«

Das war also eine Qualifikation, über die die beiden Erben wunderbar übereinstimmten, und so wenig interessiert der Banquier Zambuco auch bei der ganzen Sache zu erscheinen suchte, darf man doch glauben, daß jenes Wort ihm aus dem Herzen kam.

»Nun, fuhr der Malouin fort, sind Sie in die Sachlage eingeweiht, und ich sehe keinen Grund, warum wir beide nicht ganz offen gegen einander handeln sollten.«

Der Banquier rührte sich nicht.

»Ich besitze die auf dem Eilande Nummer eins gefundene Länge, fuhr Meister Antifer fort, und Sie müssen im Besitz der Breite des Eilandes Nummer zwei sein ...

– Nun ... ja ... antwortete Zambuco etwas zögernd.

- Warum gaben Sie sich dann, als ich hierher kam und meinen Namen nannte, den Anschein, als wüßten Sie von der ganzen Sache gar nichts?
- Ganz einfach, weil ich mich nicht dem ersten besten in die Hände geben wollte. Sie konnten auch ein Eindringling sein, Herr Antifer. Zürnen Sie darüber nicht, ich wünschte sicher zu gehen ... Da Sie aber das Document haben, das Sie beauftragt, sich mit mir in Beziehung zu setzen ...
- Das hab' ich allerdings.
- So zeigen Sie mir's.
- Einen Augenblick, Herr Zambuco – eine Hand wäscht die andre. Sie, haben Sie denn den Brief von Kamylyk-Pascha?
- Gewiß hab' ich den.
- Nun also ... Brief gegen Document. Der Austausch muß in aller Ordnung und gegenseitig erfolgen.

– Meinetwegen!« erklärte der Banquier.

Er trat zu dem Geldschrank, ließ dessen geheimen Mechanismus spielen, machte alles aber so langsam, daß Meister Antifer ganz aus dem Häuschen kam.

Warum diese eigenthümlichen Manieren? Wollte Zambuco es vielleicht Ben Omar in Saint Malo nachmachen und den Malouin seines Geheimnisses berauben, wie es der Notar früher – vergeblich! – versucht hatte?

Das war ja gegenüber einem Manne, der seine Waare nicht ohne Bezahlung hinzugeben entschlossen war, so gut wie unmöglich. Der Banquier hatte aber ein schon lange reiflich erwogenes Project, das, im Falle des Gelingens, die Millionen Kamyk-Paschas seiner Familie – das heißt ihm – sichern mußte, ein Project, das unerläßlicherweise verlangte, daß sein Miterbe Witwer oder Hagestolz war.

Während er noch die Rosetten an seinem Geldschrank einschnappen ließ, fragte er

deshalb mit etwas zitternder Stimme:

»Sie sind wohl nicht verheiratet? ...

– Nein, Herr Zambuco, und deß freue ich mich jeden Morgen und jeden Abend neu.«

Der letzte Theil der Antwort rief ein Stirnrunzeln des Banquiers hervor, der mit seinem heimlichen Plan herausrücken wollte.

Zambuco hatte natürlich, das glaubten in Tunis alle, eine Familie. Diese bestand jedoch, wie bereits mitgetheilt, nur aus einer Schwester. Fräulein Talisma Zambuco führte in Malta ein sehr bescheidnes Leben von einer Pension, die ihr Bruder ihr ausgesetzt hatte. Allein – und das darf nicht unerwähnt bleiben – sie lebte daselbst schon seit siebenundvierzig Jahren, also bald einem halben Jahrhundert. Nie hatte sie Gelegenheit gehabt, sich zu vermählen, erstens weil sie in Bezug auf Schönheit, Verstand, Geist und Vermögen zu wünschen übrig ließ, und dann, weil ihr Bruder noch

keinen Mann für sie gefunden hatte, und die Freier dachten gar nicht daran, sich von selbst einzustellen.

Zambuco rechnete indeß fest darauf, daß seine Schwester sich einmal verheiraten würde. Mit wem, großer Gott? ... Nun eben mit jenem Antifer, dessen Besuch er seit zwanzig Jahren erwartete und der die Sehnsucht des alten Mädchens stillen sollte, wenn er Witwer oder noch Junggeselle war. Mit Abschluß dieser Ehe wären die Millionen der Familie verblieben und Fräulein Talisma Zambuco hätte mit ihrem langen Warten nichts verloren gehabt. Es versteht sich, daß sie gänzlich von ihrem Bruder abhing und einen von diesem vorgeschlagenen Gatten mit geschlossenen Augen annehmen würde.

Eine andre Frage war es freilich, ob auch der Malouin die seinigen schließen würde, um diese antike Malteserin zu ehelichen. Der Banquier zweifelte daran nicht, denn er glaubte sich in der Lage, seinem Miterben nach Gefallen Vorschriften machen zu

können. Uebrigens haben gerade Seeleute gar nicht das Recht, wählerisch zu sein – so meinte er wenigstens.

Schöne Aussichten für unsern Pierre-Servan-Malo, der besser daran gethan hätte, auf dem Frachtschiffe des Freundes Tregomain zwischen den lieblichen Ufern der Rance hinzufahren, als sich in eine solche Galeere zu begeben.

Das Spiel, das der Banquier spielte, liegt jetzt klar zu Tage. Nichts konnte einfacher und besser durchdacht sein. Er wollte seine Beute nur im Austausch gegen das Opfer des Meister Antifer – wohlverstanden, das durch die unlösliche eheliche Verbindung des Malouin mit Fräulein Talisma Zambuco – ausliefern.

Ganz zuerst – bevor er den Brief Kamylik-Paschas dem Geldschrank entnahm und als er schon den Schlüssel an diesen steckte – schien er noch zu überlegen und setzte sich noch einmal nieder.



Die Augen des Meister Antifer schleuderten einen zweifachen Blitz, wie solche unter gewissen atmosphärischen Verhältnissen, wenn die Luft mit Elektrizität überladen ist, vorkommen.

»Was erwarten Sie noch, fragte er.

– Ich überlege nur noch etwas, antwortete der Banquier.

– Und was, wenn ich bitten darf?

– Glauben Sie, daß unsre Ansprüche in dieser Angelegenheit ganz gleichwerthig sind?

– Gewiß ... das sind sie natürlich.

– Ja, ich ... ich denk' das nicht.

– Und warum?

– Weil es Ihr Vater gewesen ist, der den Pascha jenen Liebesdienst geleistet hat, und nicht Sie, während ich ... ich es in eigner Person war, der ...«

Meister Antifer unterbrach ihn und der durch den Doppelblitz angekündigte Donnerschlag krachte nieder.

»Was zum Teufel, Herr Zambuco, könnten Sie wohl glauben, mit einem Kapitän der Küstenschiffahrt Fangball spielen zu können? ... Sind die Rechte meines Vaters nicht auch die meinigen, da ich sein einziger Erbe bin? ... Ja oder nein, wollen Sie dem Willen des Testators nachkommen?

...

– Ich werde thun, was mir gefällt!«  
antwortete der Banquier kurz und trocken.

Meister Antifer packte den Tisch, um nicht an die Decke zu fahren, nachdem er mit dem Fuße seinen Schemel umgestoßen hatte.

»Sie sehen doch ein, daß Sie ohne mich nichts beginnen können! erklärte der Malteser.

– Und Sie nichts ohne mich!« versetzte der Malouin.

Das Gespräch wurde hitziger. Der eine war scharlachroth vor Wuth, der andre bleicher als gewöhnlich, doch seiner vollständig Herr.

»Wollen Sie mir Ihre Breite geben? schrie Meister Antifer auf dem Gipfel der Erregung.

– Fangen Sie doch mit Ihrer Länge an, erwiderte der Banquier.

– Niemals!

– Wie Sie wollen.

– Hier ist mein Dokument, heulte Meister Antifer, indem er sein Portefeuille aus der Tasche zog.

– Behalten Sie es nur ... Ich kann damit nichts anfangen!

– Sie wissen damit nichts anzufangen?  
Vergessen Sie denn, daß es sich um hundert  
Millionen handelt?

– Um hundert Millionen ... ganz richtig.

– Und daß diese verloren sind, wenn wir  
die Lage des Eilandes nicht feststellen, wo  
sie verscharrt wurden?

– Pah!« ... pustete der Banquier.

Er machte dabei wieder eine so  
wegwerfende Miene, daß der andre, der  
sich nicht mehr bemustern konnte, sich in  
Stellung setzte, ihm an die Kehle zu  
springen ... dem Elenden, der es abschlug,  
hundert Millionen einzucassieren – ohne  
daß ein anderer davon Nutzen hatte.

Vielleicht niemals war der Wucherer  
Zambuco, der in seinem langen Leben so  
manchen armen Teufel moralisch erwürgt  
hatte, so nahe daran gewesen, physisch  
erwürgt zu werden, denn er sagte, wieder  
einlenkend:

»Es gäbe vielleicht ein Mittel, sich zu arrangieren!«

Meister Antifer klappte die Hände wieder zu und steckte sie in die Tasche, um weniger versucht zu sein, von ihnen Gebrauch zu machen.

»Mein Herr, fuhr der Banquier fort, ich bin reich, habe sehr geringe Bedürfnisse, und fünfzig oder auch hundert Millionen würden an meiner gewohnten Lebensweise nichts zu ändern vermögen. Ich habe aber eine Leidenschaft, nämlich die, Goldsäcke über Goldsäcke zu häufen, und ich gestehe, der Schatz Kamyk-Paschas würde in meinem Geldschrank eine recht hübsche Rolle spielen. Seit mir nun das Vorhandensein jenes Schatzes bekannt ist, hab' ich keinen andern Gedanken gehabt, als in den Besitz des Ganzen zu kommen.

– Sehen Sie einmal an, Herr Zambuco.

– Warten Sie!

- Und der mir zukommende Theil? ...
- Ihr Theil? ... Ja, ließe sich das, wenn sie ihn auch erhielten, nicht so einrichten, daß er in meiner Familie bliebe?
- Dann wäre dies aber nicht die meinige ...
- Nach Belieben, ich zwinge Sie zu nichts.
- Nun keine solchen Umstände, Herr Lavierer, erklären Sie sich!
- Ich habe eine Schwester, Fräulein Talisma ...
- Mein Compliment!
- Sie wohnt in Malta.
- Desto besser für sie, wenn das Klima dort ihr zusagt.
- Sie zählt siebenvierzig Jahre, ist aber für ihr Alter eine noch recht ansehnliche Person.

– Das wundert mich nicht, wenn Sie Ihnen ähnelt.

– Nun also ... da Sie unvermählt sind ... können Sie da nicht meine Schwester heiraten?

– Ihre Schwester heiraten? ... rief Pierre-Servan-Malo, dessen schon erhitztes Gesicht jetzt purpurroth wurde.

– Ja wohl, sie heiraten, wiederholte der Banquier in dem entschiedenen Tone, der keinen Widerspruch zuläßt. Durch diese Verbindung würden die fünfzig Millionen von der einen und die fünfzig Millionen von der andern Seite in meiner Familie bleiben.

– Herr Zambuco, erwiderte Meister Antifer, der den Kiesel im Munde umherwarf, wie die Brandung die Strandkiesel hin und her kollert.

– Herr Zambuco ...

– Herr Antifer ...

– Ist's Ihnen ernst ... mit diesem Vorschlag?

– So ernst, wie irgend etwas, und wenn Sie sich weigern, meine Schwester zur Frau zu nehmen, so schwöre ich Ihnen zu, ist es zwischen uns aus, und Sie können getrost wieder nach Frankreich zurücksegeln!«

Ein dumpfes Grollen wurde vernehmbar. Meister Antifer war am Ersticken. Er griff nach seinem Halstuche, nahm den Hut, öffnete die Thür des Cabinets und lief über den Hof, und dann, sich wie ein Toller geberdend, die Straße hinab.

Saouk, der noch immer gewartet hatte, folgte ihm, sehr beunruhigt, den Mann so aufgeregt zu sehen, vorsichtig nach.

Am Hotel angelangt, stürzte der Malouin geradezu in die Hausflur. Als er dann den Freund und den Neffen in einem Nebenraume des Speisesaales sitzen sah, rief er ihnen polternd zu:



»Der Elende! ... Wißt Ihr, was er wollte? ...

– Dich doch nicht umbringen? ... fragte  
Tregomain.

– Etwas schlimmeres als das! ... Er will,  
daß ich seine Schwester zur Frau nehme!«

## IV.

In dem der schreckliche Kampf zwischen  
Abendland und Morgenland zu Gunsten des  
letzteren ausgeht.

So sehr der Frachtschiffer und Juhel seit  
einiger Zeit an Zwischenfälle und  
Hindernisse gewöhnt waren, so etwas  
hätten sie sich doch nicht träumen lassen ...  
Meister Antifer, der hartgesottene  
Hagestolz, so an die Wand gedrückt ... und  
an welche Wand! ... die Wand der Ehe, die  
er – bei Strafe des Verlustes seines  
ungeheuren Erbantheiles, übersteigen  
sollte!

Juhel bat seinen Oheim, die Sache etwas  
ausführlicher zu erzählen. Das that dieser  
unter Begleitung eines ganzen  
Breitenfeuers flammender  
Verwünschungen, die leider dem in seinem

Hause des Malteserviertels geschützten  
Zambuco kein Härchen versengen konnten.

Man denke sich nur den alten Knaben, der  
mit sechsundvierzig Jahren eine  
siebenundvierzigjährige Jungfrau  
heimführte und so ein Stückchen Orientale,  
etwas wie ein Antifer-Pascha würde!

Juhel und Gildas Tregomain sahen sich  
verlegen stillschweigend an; jedenfalls  
durchzuckte sie aber der nämliche  
Gedanke.

»Untergegangen, die fünfzig Millionen!  
sagte sich der Frachtschiffer.

– Nichts mehr, was der Heirat mit meiner  
Enogate im Wege stünde!« sagte sich Juhel.

Daß Meister Antifer den Forderungen  
Zambuco's nachgeben, daß er sich  
entschließen könnte, der Schwager des  
Banquiers zu werden, daran war doch wohl  
gar nicht zu denken. Einer solchen

Bedingung hätte er sich auch für eine Milliarde nicht unterworfen.

Der Malouin lief inzwischen von einem Ende des Raumes zum andern hin und her. Dann blieb er stehen, setzte sich, und trat wieder an seinen Freund und seinen Neffen heran, wie um sie ganz genau anzusehen, und wandte die Augen ebenso schnell wieder ab. In Wahrheit war er schmerzlich anzusehen, und wenn ihn Gildas Tregomain je für nahe daran hielt, den Verstand zu verlieren, so war das jetzt der Fall. Juhel und er schienen auch stillschweigend übereingekommen zu sein, nichts zu erwidern, er mochte sagen, was er wollte. Mit der Zeit würde er ja wieder Vernunft annehmen.

Endlich fand er die Sprache wieder und haspelte nun seine Reihe wüthender Onomatopoeica herunter.

»Hundert Millionen ... verloren durch den Trotzkopf jenes Schurken! ... Verdiente er nicht die Guillotine ... eine Kugel ... einen

Strick ... Dolch ... oder Gift! Gepfählt werden müßte er! ... Seine maltesische Scharteke heiraten ... die kein Affe aus Senegambien haben möchte! ... Seht Ihr mich nicht schon als Ehegespons dieses Fräuleins Talisma?«

Nein, das sahen beide nicht, und die Einführung einer solchen Schwägerin und Tante in den Schoß der ehrbaren Familie Antifer gehörte zu den unwahrscheinlichsten Dingen, die niemand für möglich gehalten hätte.

»So thu' doch den Mund auf,  
Frachtschiffer!

– Lieber Freund?

– Sage mir, hat einer das Recht, hundert Millionen in einem Loche versteckt liegen zu lassen, wenn er nur einen Schritt zu machen braucht, um sie herauszuholen?

– Ich bin nicht vorbereitet, auf diese Frage zu antworten, erklärte Tregomain

ausweichend.

– Ah so, da fehlt Dir's an der nöthigen Vorbereitung! ... rief Antifer, der seinen Hut in eine Ecke schleuderte. Sehr schön! Bist Du vielleicht vorbereitet, auf diese hier zu antworten?

– Auf welche denn?

– Wenn ein Mensch ein Schiff – sagen wir eine Galeere – meinetwegen eine »Charmante Amélie« ...

Gildas Tregomain ahnte, daß es seiner »Charmante Amélie« jetzt schlecht gehen würde.

»... Wenn er so einen alten Kasten mit hundert Millionen in Gold belüde und öffentlich anzeigte, er wolle aufs hohe Meer hinausfahren, um seine Millionen zu ersaufen, glaubst Du, daß die Regierung ihn so ohne weiteres gewähren ließe? ... Heraus mit der Sprache!

- Nein, das glaub' ich nicht, alter Freund.
- Eben das hat sich jenes Ungeheuer Zambuco in den Kopf gesetzt! ... Er braucht nur ein Wörtchen zu sagen, so finden wir seine und meine Millionen ... doch er versteift sich darauf, zu schweigen!
- Ich kenne keinen abscheulicheren Hallunken! erwiderte Tregomain mit einer Miene, als ob er auch in Wuth gerathen wäre.
- Nun, und Du, Juhel? ...
- Lieber Onkel? ...
- Wenn wir ihn nun bei Gericht denuncierten? ...
- Gewiß, das wäre wenigstens das letzte Mittel ...
- Denn dem Gericht ist erlaubt, was der Einzelne nicht thun darf ... das kann ihn ins Verhör nehmen ... ihn mit glühenden Zangen zwicken ... ihn bei langsamem

Feuer braten ... und das muß noch so kommen!

– Die Idee ist nicht schlecht, lieber Onkel.

– Ausgezeichnet, sag' ich Dir, Juhel. Nur um diesen schrecklichen Schacherer zur Vernunft zu bringen, ließ ich lieber meine fünfzig Millionen im Stiche und opferte sie den Armen ...

– O, das wäre schön, das wäre edelmüthig, großherzig! rief der Frachtschiffer, das wäre eines Franzosen ... eines Malouin ... eines echten Antifer würdig ...«

Als der Onkel Juhels jene Worte hervorpolterte, war er freilich weiter gegangen, als er gewollt hatte, denn er warf einen so schrecklichen Blick auf Gildas Tregomain, daß der brave Mann seine Lobhymne kurz abbrach.

»Hundert Millionen! ... Hundert Millionen! wiederholte Meister Antifer ... ich mache ihn todt ... diesen Unglücks-Zambuco ...



– Aber, Onkel! ...

– Alter, guter Freund!«

Bei der Ueberreizung, in der er sich befand, konnte mau dem Malouin in der That den dümmsten Streich zutrauen ... für den er nicht verantwortlich gewesen wäre, da er in Folge momentaner Geistesstörung gehandelt hätte.

Als Gildas Tregomain und Juhel ihn aber zu beruhigen suchten, stieß er sie heftig von sich und beschuldigte sie, daß sie es mit seinen Feinden hielten, dem Zambuco die Brücke verträten und ihm nicht helfen wollten, den Erbschleicher zu vernichten.

»Laßt mich ... laßt mich in Ruhe!« schrie er endlich.

Den Hut aufhebend, warf er die Thüre zu und verließ den Salon.

In der Vermuthung, Meister Antifer werde nach dem Hause des Banquiers laufen,

beschlossen beide, ihm nachzueilen, um ein Unglück zu verhüten. Sie beruhigten sich jedoch, als sie ihn die große Treppe hinaufsteigen und sich nach seinem Zimmer begeben sahen, das er zuschloß.

»Das Gescheiteste, was er anfangen konnte! meinte der Frachtschiffer, die Achseln zuckend.

– Ja ... der arme Onkel!« antwortete Juhel.

Nach einem solchen Auftritte hatten sie den Appetit zum Essen natürlich fast ganz verloren.

Sie beteiligten sich an der Tafel also nur sehr wenig, und dann verließen die beiden Freunde das Hôtel, um am Ufer des Bahira etwas frische Luft zu schöpfen. Beim Hinaustreten begegneten sie Ben Omar mit Nazim. Sie fanden nichts dabei, den Notar von dem Vorgegangenen zu unterrichten, und dieser hatte kaum von den Bedingungen des Banquiers Zambuco gehört, als er auch schon ausrief:

»Natürlich muß er das Fräulein Zambuco heiraten! ... Er hat gar kein Recht, das abzuschlagen! ... Nein, *das* Recht hat er nicht!«

Das war auch die Ansicht Saouk's, der nie gezögert hätte, irgendwelche Ehe einzugehen, wenn sie ihm nur eine solche Mitgift einbrachte.

Gildas Tregomain und Juhel wandten ihnen den Rücken und gingen nachdenklich die Marine-Allee hinunter.

Ein schöner, durch den Seewind abgekühlter Abend lud die Bevölkerung von Tunis zu einem Spaziergang ein. Der junge Kapitän und der Frachtschiffer schlenderten der Stadtmauer zu, gingen durch das Thor derselben, legten noch die hundert Schritte bis zum Ufer des Sees zurück und nahmen endlich an einem Tische im Café Wina Platz, wo sie, nach Bestellung eines Flacons Manubro, ungestört plaudern konnten. Für sie lag ihre Angelegenheit sehr einfach. Meister Antifer

würde sich den Zumuthungen des  
Banquiers Zambuco niemals fügen ...  
Daraus ergab sich die Nothwendigkeit, auf  
die Aufsuchung des Eilandes Nummer zwei  
zu verzichten ... daraus wieder die  
Veranlassung, von Tunis mit dem nächsten  
Postdampfer abzufahren ... und daraus  
endlich die ungeheure Befriedigung,  
baldigst nach Frankreich heimzukehren.

Das war offenbar die einzig mögliche  
Lösung. Sie würden auch nicht  
unglücklicher sein, ohne den großen  
Geldsack Kamyk-Paschas nach Saint Malo  
zurückzukommen. Warum hatte Seine  
Excellenz auch solche Schliche und Kniffe  
beliebt!

Gegen neun Uhr schlugen Gildas  
Tregomain und Juhel den Weg nach dem  
Hotel wieder ein und begaben sich in ihre  
Zimmer, nachdem sie kurze Zeit vor dem  
des Onkels gewartet hatten. Dieser schlief  
noch nicht, er hatte sich noch nicht einmal  
niedergelegt. Er marschierte vielmehr noch  
immer auf und ab, sprach mit keuchender

Stimme vor sich hin und man hörte nur die Worte:

»Millionen ... Millionen ... Millionen!«

Der Frachtschiffer legte die Fingerspitze an die Stirn, als wollte er sagen, daß es mit dem da drinnen nun wirklich nicht mehr ganz richtig sei, dann wünschten sich beide gute Nacht und gingen sehr beunruhigt auseinander.

Am folgenden Morgen standen Gildas Tregomain und Juhel sehr frühzeitig auf. Sie mußten sich ja überzeugen, was Meister Antifer nach der gestrigen Weigerung Zambuco's begann, und sie wollten in der ganzen Sache zu einem endgiltigen Entschlusse kommen, der doch nur dahin zielen konnte, ihr Bündel zu schnüren und Tunis schnellstens zu verlassen. Nach den Erkundigungen, die der junge Kapitän eingezogen hatte, sollte das la Goulette anlaufende Postschiff noch am nämlichen Abend nach Marseille abgehen. Was hätte Juhel nicht darum gegeben, seinen Onkel

schon an Bord, in seine Cabine  
eingeschlossen und zwanzig Seemeilen von  
der afrikanischen Küste entfernt zu wissen!

Der Frachtschiffer und er folgten dem  
Corridor, der nach Meister Antifer's  
Zimmer führte.

Sie klopfen an die Thür.

Keine Antwort.

Juhel klopfte noch einmal und stärker.

Dasselbe Stillschweigen.

Lag sein Onkel wohl in jenem  
Seebärensclaf, der auch durch einen  
Vierundzwanzigpfünder nicht gestört wird?  
Oder hatte er vor Verzweiflung und in  
einem Anfalle hitzigen Fiebers etwa gar ...?

Vier Stufen auf einmal nehmend, stürmte  
Juhel zum Portier hinunter, während der  
Frachtschiffer, dem die Beine schlotterten,  
sich am Treppengeländer festhielt, um nicht  
hinunter zu kollern.

»Meister Antifer? ...

– Ist schon sehr zeitig ausgegangen,  
erklärte der Portier auf die Frage des jungen  
Kapitäns.

– Und hat nicht hinterlassen, wohin?

– Nein ... kein Wort.

– Sollte er den Spitzbuben Zambuco doch  
wieder aufgesucht haben? fragte Juhel, der  
Gildas Tregomain nach dem Marineplatze  
hin eiligst mit fortzog.

– Wenn's aber an dem ist ... so stimmt er  
doch am Ende zu ... murmelte der  
Frachtschiffer, der die Arme zum Himmel  
emporhob.

– Das ist unmöglich! ... rief Juhel.

– Ja, das ist unmöglich! ... Kannst Du ihn  
Dir vorstellen, wie er nach Saint Malo in  
sein Haus der Rue des Hautes-Salles  
zurückkehrt, mit Fräulein Talisma Zambuco

an der Seite, wie er unsrer kleinen Enogate eine maltesische Tante mit heimbringt?

– Eine Scharteke ... hat mein Onkel gesagt!«

Im höchsten Grade beunruhigt, setzten sie sich an einem Tischchen des dem Hôtel de France gegenüber liegenden Cafés nieder. Von hier aus konnten sie die Rückkehr Meister Antifer's beobachten.

Man sagt, daß der Rath über Nacht kommt, freilich aber nicht, daß dieser Rath immer gut sei. In der That hatte sich unser Malouin schon mit Tagesanbruch nach dem Malteserviertel auf den Weg gemacht und das Haus des Banquiers so schnell erreicht, als hätte ihn eine Meute Hunde gehetzt.

Zambuco pflegte mit der Sonne aufzustehen und sich mit dieser niederzulegen. Der Banquier und das Tagesgestirn vollendeten ihren Tageslauf übereinstimmend. Der erstere saß also schon in seinem Armstuhle, das Bureau vor,



den Geldschrank hinter sich, als der Meister Antifer zu ihm hereingeführt wurde.

»Guten Morgen, sagte er, die Brillengläser putzend, um seinen Besucher deutlicher sehen zu können.

– Bleibt das Ihr letztes Wort? fragte dieser, ohne Vorrede auf sein Ziel lossteuernd.

– Mein letztes!

– Sie weigern sich, mir Kamyk-Paschas Brief auszuliefern, wenn ich nicht Ihre Schwester heirate?

– Unbedingt!

– Nun, so heirat' ich sie ...

– Ah, das weißt' ich! Eine Frau, die Ihnen fünfzig Millionen mitbringt! ... Der Sohn Rothschilds hätte sich glücklich geschätzt, Talismas Mann werden zu können ...

– Möglich ... ich werde auch glücklich sein!  
antwortete Meister Antifer mit einer

Grimasse, die er gar nicht zu verbergen suchte.

– So kommen Sie, Schwager,« erwiderte Zambuco.

Er erhob sich, als ob er nach der Treppe und ins Obergestock hinauf gehen wollte.

»Ist sie denn gar schon hier?« ... rief Meister Antifer entsetzt.

Sein Gesicht glich dem eines Verurtheilten, wenn er zum letzten Gange geweckt wird und dem der Gefängnißwärter zuruft: »Nun vorwärts ... Muth ... 's ist ja nur heute einmal!«

»Beruhigen Sie sich, mein feuriger Bräutigam! entgegnete der Banquier. Haben Sie denn vergessen, daß sie in Malta ist?

– Wohin gehen wir dann? erkundigte sich Meister Antifer, erleichtert aufseufzend.

– Nach dem Telegraphen.

– Um ihr von dem Handel Mittheilung zu machen?

– Ja ... und sie aufzufordern, daß sie sofort hierherkommt ...

– Machen Sie ihr die Meldung, wenn Sie wollen, Herr Zambuco, ich erkläre Ihnen aber, daß es mir gar nicht einfällt, meine Zukünftige hier – in Tunis – zu erwarten.

– Und warum nicht?

– Weil Sie und ich keine Zeit zu verlieren haben. Ist es nicht das Nothwendigste, das Eiland aufzusuchen, sobald dessen Lage festgestellt ist?

– O, Herr Schwager, acht Tage eher oder später, das macht nichts aus!

– Im Gegentheile, das macht sehr viel aus, und Sie müssen doch ebensolche Eile haben wie ich, die Erbschaft Kamylyk-Paschas anzutreten.«

Der geizige und habgierige Banquier hatte es in der That mindestens ebenso eilig, und wenn er seine Ungeduld auch hinter einer gemachten Gleichgiltigkeit verbarg, brannte er doch vor Verlangen, seinen Theil der Millionen einzustecken. Jetzt wollte er dem andern auch nicht widersprechen.

»Nun gut, sagte er, Sie mögen ja recht haben. Ich werde meine Schwester erst nach unsrer Rückkehr kommen lassen, doch will ich sie wenigstens unterrichten von dem Glücke, das ihrer wartet.

– Ach ja ... das ihrer wartet! wiederholte Pierre-Servan-Malo, ohne die Art des Glücks näher zu bezeichnen, das er der heiratslustigen alten Jungfrau aufbewahrte.

– Ich möchte nur ein schriftliches Eheversprechen haben, fuhr Zambuco fort.

– Setzen Sie es auf ... ich unterschreibe.

– Mit Reugeld bei Nichteinhaltung?

- Meinetwegen ... Wie viel Reugeld?
- Sagen wir, die fünfzig Millionen, die auf Ihren Antheil fallen.
- Einverstanden ... nun machen wir aber ein Ende!« antwortete Meister Antifer, entschlossen, der Ehegemahl des Fräuleins Talisma Zambuco zu werden, da er diesem Glücke einmal nicht entgehen konnte.

Der Banquier holte einen Briefbogen und setzte in seiner großen Handschrift einen Ehevertrag, dessen Einzelbedingungen genau formuliert wurden, nach allen Regeln der Kunst auf. Darin war festgesetzt, daß der Erbantheil des Meisters Antifer dem Fräulein Talisma Zambuco unverkürzt zufallen solle, wenn ihr Verlobter sich weigerte, sie vierzehn Tage nach Hebung des Schatzes als rechtmäßige Gattin heimzuführen.

Pierre-Servan-Malo setzte – mit etwas plumpen Schnörkeln verziert – seinen Namen unter den Vertrag, den der Banquier

in einem Geheimfach seines Geldschanks verschloß.

Gleichzeitig brachte er ein vergilbtes Papier hervor. Das war der vor zwanzig Jahren eingetroffene Brief Kamyk-Paschas.

Dann nahm auch Meister Antifer ein durch die Länge der Zeit nicht minder gelbgewordenes Schriftstück aus seiner Briefftasche: das auf dem Eiland Nummer eins gefundene Document.

Da standen sich nun die beiden Erben wie die Waffen eben kreuzende Duellanten Auge in Auge gegenüber. Ihre Arme streckten sich vorsichtig aus, die Finger zitterten bei der Berührung der Papiere, die sie einander nur ungern übergaben. Das war ein Bild für Zuschauer! Hundert Millionen durch eine kleine Bewegung in einer Familie vereinigt!

»Ihr Brief? ... stammelte Meister Antifer.

– Ihr Dokument?« ... antwortete der Banquier.

Der Austausch war erfolgt. Es war die höchste Zeit, denn die Herzen der beiden Männer arbeiteten so heftig, daß sie zu erlahmen drohten.

Das Document mit dem Auftrage, durch einen gewissen Antifer aus Saint Malo einem gewissen Zambuco in Tunis übergeben zu werden, enthielt die Längenangabe: 7° 23' östlich von Paris.

Der Brief mit der Meldung, daß genannter Zambuco eines Tages den Besuch des genannten Antifer erhalten werde, enthielt die Breitenangabe 3° 17' südlich des Aequators.

Jetzt brauchte man auf einer Karte nur die entsprechenden beiden Linien zu kreuzen, um die Lage der Insel Nummer zwei zu ersehen.

»Sie haben ohne Zweifel einen Atlas?  
fragte der Banquier.

– Einen Atlas und auch einen Neffen,  
antwortete Meister Antifer.

– Einen Neffen?

– Ja ... einen jungen Kapitän der langen  
Fahrt, der die nöthige Operation ausführen  
wird.

– Wo ist denn dieser Neffe?

– Hier, im Hôtel de France.

– Da wollen wir sofort hin, Herr Schwager!  
rief der Banquier, einen breitkrämpigen  
alten Hut aufstülpend.

– Nun, also vorwärts!« erwiderte Meister  
Antifer.

Beide begaben sich nach dem Marineplatze.  
Vor dem Postgebäude angelangt, wollte  
Zambuco erst noch eine Depesche nach  
Malta aufgeben.



Meister Antifer hatte nichts einzuwenden. Fräulein Talisma Zambuco mußte doch wenigstens die Kunde erhalten, daß sich »ein Officier der französischen Marine« um ihre Hand beworben und ihr Bruder sie diesem, unter höchst annehmbaren Bedingungen bezüglich der Vermögens- und Familienverhältnisse, fest zugesagt habe.

Nach Erledigung der Telegrammangelegenheit begaben sich beide Männer wieder nach dem Platze hinaus. Gildas Tregomain und Juhel hatten sie schon bemerkt und eilten jetzt herbei.

Als er sie sah, wollte Meister Antifer zuerst am liebsten den Kopf wegwenden. Er überwand jedoch diese unpassende Schwächeanwandlung und stellte seinen Begleiter mit fester Stimme vor.

»Der Banquier Herr Zambuco,« sagte er.

Der Banquier maß die beiden Gefährten seines Schwagers von unten her mit nicht

besonders sympathischem Auge.

Dann setzte Meister Antifer, sich an Zambuco wendend, hinzu:

»Mein Neffe Juhel ... Gildas Tregomain, ein alter Freund von mir.«

Auf einen Wink folgten ihm nun alle nach dem Hotel und gingen dabei Ben Omar und Nazim, die sie scheinbar gar nicht kannten, aus dem Wege, dann ging's die Treppe hinauf und in das Zimmer des Malouin, das sorgsam abgeschlossen wurde.

Meister Antifer holte aus dem Reisesacke den von Saint Malo mitgebrachten Atlas hervor. Er schlug die Planisphärenkarte auf und sagte, indem er sich an Juhel wendete:

»Sieben Grad dreiundzwanzig Minuten östlicher Länge und drei Grad siebzehn Minuten südlicher Breite.«

Juhel konnte seine Verblüffung nicht verhehlen. Eine südliche Breite? ...

Kamylk-Pascha jagte sie noch bis unter den Aequator hinaus? ... Ach, seine arme Enogate! Gildas Tregomain wagte kaum ihn anzusehen.

»Nun ... was wartest Du noch?« fragte da schon sein Onkel in einem Tone, der ihm nichts übrig ließ, als zu gehorchen.

Er nahm also den Zirkel zur Hand, folgte mit der Spitze dem siebenten Längengrade, dem er noch dreiundzwanzig Minuten hinzufügte und kam so bis zum Aequator hinunter.

Die Parallele von  $3^{\circ} 17'$  durchlaufend, gelangte er dann an deren Durchschnittspunkt mit jener Länge.

»Nun? begann Meister Antifer wieder. Wo sind wir denn da?

– Im Busen von Guinea.

– Genauer?

– In der Höhe von Loango.

- Und noch genauer? ...
- Im Gewässer der Ma-Yumba-Bai.
- Morgen früh, erklärte darauf Meister Antifer, fahren wir mit der Post nach Bona und von da aus mit der Eisenbahn nach Oran.«

Das kam in dem gewöhnlichen Tone der Schiffskapitäne heraus, wenn diese, angesichts des Feindes, etwa:  
»Hängematten herunter!« commandieren.

Dann wendete er sich an den Banquier zurück.

»Sie begleiten uns ohne Zweifel?

- Natürlich.
- Bis zum Busen von Guinea?
- Bis an's Ende der Welt, wenn's sein muß!
- Gut ... so richten Sie sich zur Abreise ein ...

– Ich werde bereit sein, Herr Schwager!«

Gildas Tregomain ließ sich ein unwillkürliches »Oho!« entschlüpfen. Vor dieser, seinen Ohren so ungewohnten Qualifikation stand er so verblüfft, daß er es zu keiner Erwiderung des ironischen Grußes brachte, mit dem der Banquier ihn beim Fortgehen beehrte.

Jetzt standen die drei Malouins allein zusammen.

»Was ... Du hast zugestimmt? sagte Gildas Tregomain.

– Jawohl ... Frachtschiffer! ... Nun ...?«

Nun? ... Ja, hier war nichts dagegen zu sagen, und deshalb hielten es Gildas Tregomain und Juhel für rathsamst, darüber zu schweigen.

Zwei Stunden später erhielt der Banquier ein Telegramm aus Malta.

Fräulein Talisma Zambuco erklärte sich für das glücklichste Mädchen unter der Sonne, in Erwartung, bald die glücklichste Ehefrau zu werden.

## V.

Worin Ben Omar Gelegenheit findet, die beiden Arten des Fortkommens, zu Wasser und zu Lande, genügend zu vergleichen.

Jener Zeit war das tunesische Bahnnetz, das jetzt mit dem algerischen in Verbindung steht, noch nicht in Betrieb. Unsre Reisenden konnten also erst von Bona aus die Eisenbahn benützen, die die Provinzen Constantine, Algerien und Oran verbindet.

Am frühen Morgen hatte Antifer mit seinen Gefährten die Hauptstadt der Regentschaft verlassen. Natürlich war der Banquier Zambuco von der Partie und hatte es Ben Omar mit seinem Anhängsel Nazim nicht versäumt, sich jenen anzuschließen. Eine richtige Karawane von sechs Personen, die diesmal genau wußten, wohin der unersättliche Millionen hunger sie entführte. Es hatte ja kein Grund vorgelegen, daraus

Ben Omar gegenüber ein Geheimniß zu machen, und so war es auch Saouk nicht unbekannt geblieben, daß der Zug zur Aufsuchung des Eilands Nummer zwei den weiten Busen von Guinea, der unter der linken Hüfte Afrikas die Gegend von Loango einschließt, zum Schauplatz haben würde.

»Da haben wir eine hübsche Strecke vor uns, hatte Juhel zu Ben Omar gesagt, und Ihnen steht es frei, davon zurückzubleiben, wenn Sie die Mühseligkeiten der neuen Reise fürchten.«

Von Algier bis Loango sind freilich verschiedene hundert Meilen zurückzulegen.

Ben Omar hatte jedoch nicht gezögert, mit abzureisen, und Saouk hätte ihm das wohl verwehrt. Dazu auch noch die glänzende Provision, die seine Augen blendete ...

Am 24. April nahmen also Meister Antifer, der Gildas Tregomain und Juhel, Saouk, der



Ben Omar, und Zambuco, der sich selbst mitschleppte, die Plätze des Postwagens ein, der zwischen Tunis und Bona, verkehrt. Vielleicht wechselte man unterwegs kein Wort, doch jedenfalls reiste man zusammen.

Vergessen wir nicht zu bemerken, daß Juhel am Vorabend noch einen Brief an Enogate abgesendet hatte. Binnen wenigen Tagen mußte das junge Mädchen und ihre Mutter wissen, an welchem Punkte der Erde Meister Antifer sein berühmtes Legat, das nun auf fünfzig Procent zusammengeschmolzen war, zu erheben gedachte. Die Dauer dieses zweiten Theiles der Reise konnte nicht wohl geringer, als einen Monat geschätzt werden, und die Verlobten durften also auf ein Wiedersehen vor der zweiten Hälfte des Mai nicht hoffen. Das würde auf Enogate leider recht niederschlagend wirken! Doch wenn sie nur voraussehen konnte, daß bei der Rückkehr auch alle früheren Hindernisse ihrer Eheschließung geebnet wären ... Auf einen solchen Onkel war freilich kein Verlaß!

Was Gildas Tregomain angeht, beschränken wir uns auf die Bemerkung, daß es nun gar in seinem Schicksalsbuch geschrieben stand, daß er den Aequator überschreiten mußte. Er, der Schiffer von der Rance, schwamm auf den Meeren der südlichen Halbkugel! Das Leben bereitet einem aber einmal solche Ueberraschungen, daß der gute Mann nun bald über nichts erstaunte – vielleicht nicht einmal mehr darüber, daß in den Eingeweiden des Eilandes Nummer zwei die drei berühmten Fässer Kamyk-Paschas aufgefunden würden.

Diese Gemüthsstimmung hinderte ihn indeß nicht, einen Blick auf das merkwürdige Land zu werfen, das sie mit der Post durchfuhren – das Land, das den Ebenen der Bretagne und auch den mehr hügligen derselben, so wenig ähnelte. Vielleicht war er von den sechs Reisenden aber der einzige, der daran dachte, sich eine Erinnerung an die verschiedenen tunesischen Landschaften zu bewahren.

Das etwas unbequeme Gefährt rollte nur langsam dahin. Von einem Relais zum andern trotteten sich seine drei Pferde ziemlich müde auf der unebenen Straße, die – vor allem in dem malerischen Theile von Medjerdah – alpenartige Steigungen mit engen Windungen und rauschende Bergbäche ohne Brücken hatte, so daß das Wasser zuweilen bis an die Wagenachsen heranreichte.

Das Wetter war schön, der Himmel tiefblau – wie gesotten von der ungeheuren Hitze der Sonne.

Der Barda, der Palast des Bey, der zur Linken sichtbar wurde, leuchtete in so reinem Weiß, daß man ihn nur mit angeblakten Gläsern sehen konnte, ebenso andre Paläste, die in Dickichten von Feigen- und Pfefferbäumen versteckt lagen, welche mehr Trauerweiden mit zur Erde herabhängenden Zweigen glichen. Da und dort zeigten sich Gurbis (arabische Hütten) mit gelbstreifigem Leinendache, unter dem Araberfrauen mit ernsten Gesichtszügen

und bräunliche Kinderköpfe, die nicht weniger ernst als ihre Mütter aussahen, hervorlugten. Weiter draußen, auf Feldern und Abhängen, weideten Schafheerden und tummelten sich rabenschwarze Ziegen umher.

Wenn die Peitsche durch die Luft schwirrte, flatterten zuweilen einige Vögel am Wege auf, von denen sich schöne Sittige durch ihre lebhaften Farben auszeichneten. Diese gab es zu Tausenden, und wenn die Natur ihnen singen gelehrt hatte, so hatte sich doch der Mensch noch nicht bemüht, sie sprechen zu lehren. Die Fahrt verlief also inmitten eines Concertes, nicht eines Geplauders.

Die Pferde wurden recht oft gewechselt. Gildas Tregomain und Juhel stiegen an jedem Relais ab, um sich die Beine geschmeidig zu erhalten. Dann und wann that es der Banquier ihnen nach, sprach aber kein Wort mit seinen Reisegefährten.

»Das ist ein Männchen, bemerkte der Frachtschiffer, der auf die Millionen des Paschas ebenso zu brennen scheint, wie unser Freund Antifer!

– Wahrhaftig, Herr Tregomain, die beiden Erben sind einander würdig!«

Wenn Saouk einen Fuß auf die Erde setzte, begnügte er sich stets, etwas von den Gesprächen zu erlauschen, während er sich noch immer stellte, als ob er die Sprache nicht verstehe. Ben Omar blieb unbeweglich in seiner Ecke sitzen, nur beschäftigt mit dem Gedanken, daß er nun bald wieder zur See fahren mußte, und nach den kurzen Wellen des Mittelmeeres sollte er nun gar den großen Wogen des Atlantischen Meeres trotzen!

Auch Pierre-Servan-Malo rührte sich nicht von seinem Platz. Seine Gedanken weilten nur bei dem inmitten der siedenden afrikanischen Gewässer verlorenen Eiland Nummer zwei.

Am Abend, kurz vor Sonnenuntergang, kam noch eine Gruppe von Moscheen, Marabuts, weißen Kuppeln und spitzen Minarets in Sicht – das war der Flecken Tabourka, der, in grünem Rahmen eingeschlossen, noch ganz das Aussehen einer tunesischen Stadt bewahrt hat.

Hier hält die Post einige Stunden an. Die Reisenden fanden beim Relais ein Hotel oder vielmehr eine Herberge, wo sie ein wenig schmackhaftes Essen vorgesetzt bekamen. An eine Besichtigung der Stadt war nicht zu denken. Von den sechs Personen hätten höchstens der Frachtschiffer und auf dessen Aufforderung vielleicht Juhel einen solchen Gedanken gehabt. Meister Antifer legte ihnen aber ein für allemal ans Herz, sich – um Verzögerungen zu vermeiden – ja nicht zu entfernen, und sie ließen sich das gesagt sein.

Um neun Uhr abends ging die Fahrt in sternenheller Nacht weiter. Immerhin ist es nicht ohne Gefahr, diese Gegenden

zwischen Sonnenunter- und Sonnenaufgang zu durchfahren – Gefahren, die zum Theil durch den schlechten Zustand der Wege bedingt werden, doch theils auch von den hiesigen Straßenräubern, den Krumirs, oder von hungrigen Raubthieren drohen. In der dunklen Stille der Nacht hörte man auch, wenn die Post am Rande von Wäldern vorüberrollte, gar deutlich das Brüllen von Löwen und das Bellen von Pantheren. Die Pferde wurden dadurch wild und es bedurfte der ganzen Kunst des Wagenlenkers, sie im Zaum zu halten. Wegen des Miauens der Hyänen, dieser anmaßlichen Katzen, machte man sich gar keine Sorge.

Um vier Uhr morgens erhellte sich endlich der Zenith wieder, so daß man die Einzelheiten der Umgebungen nach und nach deutlicher unterscheiden konnte.

Immer blieb die Aussicht ziemlich beschränkt, da lange graue Hügel sich ringsum ausdehnten. Das Thal von Medjerdah schlängelte sich ihnen zu Füßen,

und zwischen Lorbeerrosen und blühenden Eucalypten floß, einmal ruhig murmelnd und dann wieder wild aufbrausend, der dasselbe durchziehende gelbe Bach dahin.

Der Theil der Regentschaft, der an Krumirien grenzt, ist besonders bergig. Hätte der Frachtschiffer Tirol ein wenig bereist, so würde er hier – abgesehen von der geringeren Höhe der Berge – sich in einem Alpenlande zu befinden geglaubt haben. Er war aber nicht in Tirol, nicht einmal in Europa, sondern entfernte sich davon mit jedem Tage mehr. Da erhoben sich seine Mundwinkel mehr und mehr, was ihm ein nachdenkliches Aussehen verlieh, und seine dicken Augenlider sanken herab als Zeichen der Unruhe des braven Mannes.

Zuweilen sahen der junge Kapitän und er einander lange Zeit an, und diese Blicke bildeten eine ganze Unterhaltung, die stumm geführt wurde.

An diesem Morgen fragte Meister Antifer seinen Neffen:



»Wo werden wir heute Abend sein?

– Beim Relais von Gardimau, lieber Onkel.

– Und wann kommen wir nach Bona?

– Morgen Abend.«

Der düstre Malouin verfiel wieder in sein gewöhnliches Schweigen, oder seine Gedanken irrten vielmehr wieder durch das unterbrochne Traumbild, das ihn vom Gewässer des Golfes von Oman nach dem Busen von Guinea führte. Dann hefteten sie sich an den einzigen kleinen Punkt der Erdkugel, der für ihn wirklich Interesse hatte, und er sagte sich, daß das zwei andern Augen ebenso ergehen möge. In der That schienen der Banquier Zambuco und er – zwei Wesen von verschiedner Rasse, von so abweichenden Gewohnheiten, die einander auf Erden niemals hätten begegnen sollen – jetzt nur eine einzige Seele zu haben, schienen sie zwei Galeerensclaven an derselben Kette – freilich einer Kette aus Gold – zu sein.

Die Wälder mit Feigenbäumen wurden inzwischen immer dichter und dichter. Da und dort tauchten in einiger Entfernung Araberdörfer aus dem meergrünen Laub auf. Dann wieder zeigte sich eine jener horizontalen Flächen, die man, wenn sie von einem Bergabhang abstehen, »Drèches« (Malztennen) zu nennen pflegt. Hier erhoben sich Gurbis, dort weideten Heerden an einem Bergstrome, in dessen Bett das Wasser nach der Küste zu hinuntertauschte. Endlich erschien wieder ein Relais – meist ein erbärmlicher Stall, in dem Menschen und Vieh in vollständiger Eintracht lebten.

Am Abend hielt man bei Gardimau oder vielmehr an der Holzhütte, die, von einigen andern umgeben, zwanzig Jahre später eine der Stationen der Bahn von Bona nach Tunis bilden sollte. Nach zweistündigem Aufenthalt – der für das magre Abendessen in der Schenke viel zu lang war – setzte sich der Postwagen wieder in Bewegung und rollte durch die Windungen des Thales, zuweilen am Saume der Medjerdah,

zuweilen gleich durch Flüsse, deren Wasser den Reisenden im Kutschkasten bis an die Füße kam, oder er klonn steile Strecken hinan, wo ihn die Pferde kaum erziehen konnten, und stürmte wieder Abhänge hinunter, wo die Zügel die rasenden Pferde kaum zu halten vermochten.

Das Land war herrlich, vorzüglich in der Umgebung von Mugtars, nur konnte leider niemand bei der stockfinstern und noch obendrein nebligen Nacht etwas davon sehen. Im übrigen bedurfte jeder nach achtundvierzigstündiger, unbequemer Fahrt endlich des Schlafs.

Der Tag begann zu grauen, als Meister Antifer und seine Gefährten in Soukhara ankamen, das am Ende einer Straßenwindung liegt, die sich an der Seite des Hügels hinzieht, welcher den Flecken mit dem Thalwege verbindet.

Ein hübsches Hôtel – das Hôtel Thagaste – ganz nahe dem gleichnamigen Platze, bot den erschöpften Reisenden einen guten

Empfang. Dieses Mal erschienen ihnen die hier verbrachten Stunden nicht allzulang, und sie würden ihnen sogar zu kurz vorgekommen sein, wenn sie das malerische Soukhara hätten besuchen wollen. Natürlich schimpften Meister Antifer und Banquier Zambuco weidlich über die verlorne Zeit. Der Wagen durfte aber vor sechs Uhr morgens nicht weiter fahren.

»Beruhige Dich, sagte Gildas Tregomain zu seinem reizbaren Freunde. Wir werden Zeit genug in Bona sein, um morgen früh den Zug zu erreichen ...

– Warum aber bei etwas mehr Eile nicht den von heute Abend? versetzte Meister Antifer.

– Da geht keiner ab, lieber Onkel, bemerkte

– Was thut das? ... Ist das ein Grund, hier in diesem Loche sitzen zu bleiben?

– Halt einmal, alter Freund, fiel der Frachtschiffer ein, hier ist ein Kieselstein, den ich für Dich aufgehoben habe. Der Deinige muß doch ganz abgenutzt sein, so lange kaust Du schon darauf herum!«

Gildas Tregomain übergab dem Meister Antifer dabei einen Kieselstein, so groß wie eine grüne Nuß, den er in der Medjerdah aufgelesen hatte und der nun sehr bald zwischen den Zähnen des Malouin knirschte.

Der Frachtschiffer schlug dann vor, er möchte ein Stück mitkommen, nur bis zu dem großen Platze der Ortschaft. Er verweigerte es und schlug in dem aus dem Reisesack hervorgeholten Atlas die Karte von Afrika auf, wo er sich, auf die Gefahr hin, seinen Verstand dabei zu ertränken, in die Gewässer des Busens von Guinea versetzte.

Gildas Tregomain und Juhel lustwandelten also allein nach dem nahegelegenen Thagaste-Platze, einem großen Viereck mit

einzelnen Bäumen und umgeben von orientalischen Wohnstätten, nebst einigen, trotz der frühen Morgenstunde schon offenen Cafés, die von Eingebornen besetzt waren. Unter den ersten Strahlen der Sonne hatten die Nebel sich zerstreut, und es versprach ein zwar warmer, doch schöner Tag zu werden.

Auf dem Spazierwege war der Frachtschiffer ganz Auge und ganz Ohr. Er lauschte auf die hier und da ertönenden Worte, von denen er doch keine Silbe verstehen konnte; ersuchte zu erkennen, was in den Cafés vorging, im Innern einzelner Läden, obgleich er in den einen weder etwas kaufen, noch in den andern etwas verzehren wollte. Da das launische Schicksal ihn aber einmal auf diese unglaubliche Reise verschlagen hatte, erschien es ihm als das Geringste, davon wenigstens einige dauernde Eindrücke mit heimzubringen.

So verstieg er sich zu dem Ausspruche:

»Nein, Juhel, so wie wir, darf man nicht reisen! Da wird ja niemals Halt gemacht. Drei Stunden in Soukhara, eine Nacht in Bona, nachher zwei Tage Bahnfahrt mit ganz kurzer Rast auf den Stationen ... Was werd' ich denn da von Tunis und später von Algerien zu sehen bekommen haben?

– Ich geb's zu, Herr Tregomain, es ist kein Sinn und Verstand darin! Doch sagen Sie das nur meinem Onkel, und Sie werden sehen, wie er Sie annimmt! ... Es handelt sich bei uns ja nicht um eine Vergnügungs-, sondern um eine Geschäftsreise, und der Himmel weiß, wie diese zu Ende geht.

– Mit einer Mystification, fürchte ich, antwortete der Frachtschiffer.

– Ja freilich, stimmte ihm Juhel zu, und warum könnte das Eiland Nummer zwei nicht ein Document enthalten, das uns nach einem Eiland Nummer drei verwies!

– An ein Eiland Nummer vier, an eins Nummer fünf und an alle Eilande der fünf

Erdtheile! erwiderte Gildas Tregomain, der den großen Kopf auf- und abwärts bewegte.

– Und Sie, Herr Tregomain, wären im Stande, meinem Onkel dabei zu folgen ...

– Ich?

– Gewiß ... Sie ... Sie können ihm ja doch nichts abschlagen.

– Das ist wahr. Der arme Mann macht mir rechte Noth und ich fürchte gar so sehr für seinen Schädel ...

– Nun, Herr Tregomain, was mich betrifft, so bin ich fest entschlossen, es mit dem Eiland Nummer zwei genug sein zu lassen. Muß Enogate denn einen Prinzen und muß ich mit aller Gewalt eine Prinzessin heiraten? ...

– Nein, ganz gewiß nicht! Jetzt übrigens, wo er den Schatz mit jenem Krokodil Zambuco zu theilen hat, ist ja für sie nur



noch von einem Herzog und für Dich von einer Herzogin die Rede ...

– Ach, scherzen Sie nicht, Herr Tregomain!

– Ja, es ist unrecht von mir, lieber Juhel, die ganze Geschichte ist nicht dazu angethan, einen heiter zu stimmen, und wenn wir unsre Nachsuchungen gar noch weiter ausdehnen sollten ...

– Noch ausdehnen? fiel ihm Juhel ins Wort. Nein, wir gehen nach dem Golf von Loango, doch noch weiter ... keinen Schritt! ... Ich werde meinen Onkel zur Rückkehr nach Saint Malo schon zu bringen wissen!

– Und wenn er sich weigert, der Trotzkopf?

– Sich weigert? ... Dann laß' ich ihn allein ziehen ... ich fahre nach Hause zu Enogate ... und da sie in einigen Monaten volljährig ist, so heirat' ich sie ... trotz Fluth und Gegenstrom!

– Wir werden ja sehen, mein lieber Junge,  
vorläufig setze Dir keine Raupen in den  
Kopf und fasse Dich in Geduld! ... Ich  
denke, es wird sich alles noch machen, und  
die Sache endigt mit Eurer Verheiratung.  
Dann tanz' ich bei Eurer Hochzeit den  
Fackeltanz ... Laß uns indeß den Wagen  
nicht verpassen und ins Hôtel  
zurückkehren. Wenn's nicht zu viel verlangt  
ist, möcht' ich vor dem Dunkelwerden in  
Bona sein, um noch etwas von der Stadt zu  
sehen, denn von allem andern, das auf  
unserm Wege liegt, wie Constantine und  
Philippeville, sieht man beim  
Vorübersausen mit der Bahn doch nichts.  
Sollte es aber nicht möglich sein, so werd'  
ich das Versäumte in Algierr nachzuholen  
wissen ...«

Gildas Tregomain sprach den Namen  
»Algierr« aus ... warum, das wissen die  
Götter.

»Ja ... in Algierr ... wo wir doch hoffentlich  
ein paar Tage liegen bleiben ...

– Freilich, bestätigte Juhel, wird sich da nicht sofort ein Schiff finden, das nach der Westküste Afrikas abgeht, und wir werden also warten müssen.

– Wir warten ... natürlich, wir warten!  
erwiderte der Frachtschiffer, erfreut durch den Gedanken, die Wunder der algerischen Hauptstadt kennen lernen zu sollen. Dir ist Algier doch bekannt, Juhel?

– Ja wohl, Herr Tregomain.

– Ich habe von Seeleuten gehört, daß alles dort sehr schön sei, die amphitheatralisch gelegene Stadt, ihre Quais und Plätze, ihr Arsenal und Versuchs-Garten, ihr oberes Mustapha (ein nahes Dorf) und ihre Casbah (Citadelle) ... vorzüglich ihre Casbah ...

– Alles sehr schön, Herr Tregomain,  
antwortete Juhel. Ich kenne aber doch etwas noch weit schöneres ... nämlich Saint Malo ...

– Und das Haus in der Rue des Hautessalles, das hübsche Stübchen eine Treppe hoch ... und das reizende Mägdelein darin. Bin ganz Deiner Ansicht, mein Junge! Doch da wir nun einmal durch Algier müssen, so laß mir die Hoffnung, das auch besuchen zu können!«

Ganz in dieser Hoffnung schwelgend, begab sich der Frachtschiffer mit seinem jungen Freunde nach dem Hôtel Thagaste zurück. Es war die höchste Zeit. Schon wurden die Pferde angeschirrt. Meister Antifer lief hin und her und schimpfte auf die Nachzügler, obgleich diese gar nicht zu spät eintrafen.

Gildas Tregomain ließ vor dem wüthenden Blicke, der ihn traf, den Kopf sinken. Gleich darauf hatten alle ihre Plätze wieder eingenommen und der Wagen schwankte die steilen Abhänge von Sukhara hinunter.

Es war nur zu bedauern, daß dem Frachtschiffer keine Gelegenheit geboten war, das tunesische Land eingehender zu

besichtigen. Wie malerisch erheben sich hier die – fast Berge zu nennenden – Hügel, wie reizend nehmen sich die Waldschluchten aus, die die spätere Bahnlinie zu vielfachen Krümmungen nöthigen dürften! Durch das üppige Grün treten dazu mächtige Felsmassen hervor, da und dort liegen volkreiche Duars, neben denen man in der Nacht große, zur Abwehr von Raubthieren unterhaltene Feuer auflodern sieht.

Gildas Tregomain erzählte gern von dem, was der Kutscher ihm mittheilte, denn er plauderte mit dem wackern Manne, so oft es sich thun ließ.

In einem Jahre wurden in den Dickichten hier nicht weniger als vierzig Löwen erlegt, Panther gleich zu Hunderten, und die heulenden Schakale zählte man gleich gar nicht mehr. Wie man sich denken kann, blieb Saouk, der von der Sprache scheinbar ja nichts verstand, bei diesen Schauerberichten ganz gleichgiltig, und Meister Antifer fürchtete sich vor den

tunesischen Panther und Löwen auch nicht. Ja, wenn's deren auf seinem Eiland Nummer zwei Millionen gab, wär' er noch keinen Fuß breit zurückgewichen.

Der Notar auf der einen und der Banquier auf der andern Seite schrieben sich aber, was Gildas Tregomain erzählte, weislich hinters Ohr. Wenn Zambuco zuweilen, bei einem scheuen Blick durch das Wagenfenster, die Stirn runzelte, so hauchte Ben Omar, zitternd und bleich, in seiner Ecke zusammen, sobald aus dem Gebüsch neben der Straße sich ein verdächtiges Heulen vernehmen ließ.

»Meiner Treu, plauderte Gildas Tregomain unbeirrt weiter, die Post ist hier sogar einmal wirklich überfallen worden, so daß man die Bestien mit Flintenschüssen abwehren mußte. Ja, in vergangner Nacht hat man selbst den Postwagen anzünden müssen, um eine Heerde Panther durch den Feuerschein zu verscheuchen.

– Nun, aber die Reisenden? fragte Ben Omar.

– O, die mußten bis zum nächsten Relais zu Fuß gehen, erklärte der Frachtschiffer.

– Zu Fuß! rief der Notar mit bebender Stimme. Ich ... ich könnte nimmer ...

– Da blieben Sie eben zurück, Herr Ben Omar, und wir ... wir warteten natürlich nicht auf Sie!»

Wie man sich denken kann, kam diese herzlose, wenig beruhigende Antwort aus dem Munde des Meister Antifer. In anderer Weise betheiligte er sich an keinem Gespräche, und Ben Omar erkannte zu seinem Schrecken, daß er weder zum Reisen auf dem Lande, noch zu dem auf dem Wasser geschaffen sei.

Der Tag verging indeß, bis auf einiges, doch entferntes Raubthiergebrüll, ohne jede Störung. Gildas Tregomain überzeugte sich jedoch zu seinem Leidwesen, daß es vor

dem Eintreffen in Bona schon ganz dunkel sein werde.

Wirklich war es bereits um sieben Uhr abends, als der Wagen, drei bis vier Kilometer vor der Stadt, nahe bei Hippone, erst an einer, durch den unvergeßlichen Namen des heiligen Augustin berühmten Stelle vorüberkam, wo viele Araber ihre Gebete und Hexereien abzuhalten und vorzunehmen pflegen. Einige zwanzig Jahre später hätte man hier die Grundsteine zu der Basilica und dem Hospital sehen können, die die mächtige Hand des Kardinal Lavigerie aus dem Boden aufsteigen ließ.

Kurz, tiefe Dunkelheit verhüllte ganz Bona, seine Strandpromenade vor den Wällen, seinen länglichen Hafen mit der an der Westseite weit hinausragenden Sandbank, das saftige Grün, das den Hintergrund des Quais bildet, den modernen Stadttheil mit seinem großen Platze, aus dem sich jetzt eine Statue von Thiers im bronzenen Ueberrock erhebt, und endlich seine



Casbah, die dem Frachtschiffer hätte einen Vorgeschmack von der Casbah von Algier geben können.

Ja, den vortrefflichen Mann verfolgte das Unglück und er tröstete sich nur noch mit dem Gedanken, in der Hauptstadt des »Zweiten Frankreich« seine Revanche zu nehmen.

Die Reisenden begaben sich in ein Hotel am Platze, speisten zu Abend und legten sich gegen neun Uhr schlafen, um zum Frühzuge bereit zu sein. Und diese Nacht, scheint es, fielen, durch eine sechzigstündige Wagenfahrt abgemattet, alle, sogar der schreckliche Antifer, in tiefen Schlummer.

## VI.

Worin die Vorkommnisse aufgeführt sind, die die Bahnfahrt (??) von Bona nach Algier und die Schifffahrt von Algier nach Dakar bezeichneten.

Meister Antifer hatte auf eine von Bona nach Algier führende Eisenbahn gerechnet: er war freilich zwanzig Jahre zu zeitig gekommen. Am folgenden Morgen war er deshalb sehr verdutzt über die Antwort, die er vom Hôtelier auf seine bezügliche Frage erhielt.

»Was? ... Es giebt keine Eisenbahn von Bona nach Algier? rief er auffahrend.

– Nein, mein Herr, doch in einigen Jahren wird sie in Betrieb sein, und wenn Sie zu warten belieben ...«, sagte der drollige Gastwirth.

Ben Omar hätte nichts sehnlicher gewünscht. Denn nun hieß es jedenfalls wieder zur See gehen, um Verzögerungen zu vermeiden. Pierre-Servan-Malo dachte freilich ganz anders.

»Geht etwa ein Schiff bald ab? fragte er gebieterischen Tones.

– Ja ... noch diesen Morgen.

– Nun also: eingeschifft!«

Um sechs Uhr des Morgens verließ schon Meister Antifer mit seiner kleinen, theils selbstgewählten, theils ihm aufgedrängten Gesellschaft den Hafen von Bona.

Bei dieser kurzen Fahrt von wenigen hundert Kilometern brauchen wir uns nicht aufzuhalten.

Gildas Tregomain hätte es zwar vorgezogen, sie im Bahnwagen zurückzulegen, um die Landschaft, die Umgebung der späteren Bahnlinie, in

Augenschein zu nehmen, doch er hoffte sich ja in Algier schadlos zu halten. Meister Antifer irrte sich, wenn er da ein nach Westafrika gleich segelfertiges Schiff zu finden glaubte, und dann würde er Gelegenheit haben, seine Geduld zu üben. Während dem konnte man die herrlichsten Spaziergänge in der Umgebung, vielleicht sogar bis Blidah am Affenflusse ausführen. Von der Hebung des Schatzes hatte der Frachtschiffer persönlich doch nichts, so wollte er wenigstens eine reiche Sammlung von Andenken aus der algerischen Hauptstadt mit heimbringen.

Um acht Uhr am Abend ging das recht schnell laufende Dampfschiff im Hafen von Algier schon vor Anker.

Trotz ihres Sternenglanzes war die Nacht, selbst in der Märzwoche, in diesen Breiten noch recht finster. Schwarz hob sich nach Norden hin die verschwimmende Masse der Stadt, abgerundet durch den Hügel ihrer Casbah ... der so ersehnten Casbah! ... vom Himmel ab. Was Tregomain beim Betreten

der Stadt erkennen konnte, beschränkte sich darauf, daß man eine am Quai ausmündende Treppe hinaufsteigen mußte, daß sie dann einen schön beleuchteten Platz, wo er gern etwas verweilt hätte, zur Linken lassend, diesem Quai folgten und schließlich nach einer Gruppe hoher Gebäude, die zusammen das Hôtel de l'Europe bildeten, gelangten, wo Antifer und seine Geführten freundliche Aufnahme fanden.

Nachdem sie sich in ihre Zimmer – die Juhels und Tregomain's lagen nebeneinander – etwas zurecht gemacht, begaben sie sich zum Souper nach dem Speisesaal hinunter. Hier verweilten sie bis gegen neun Uhr, und da bis zum Abgange eines Dampfers Zeit genug übrig war, legten sie sich nieder, um am nächsten Morgen gestärkt und frisch eine Reihe Spaziergänge durch die Stadt zu beginnen.

Ehe Juhel aber sich zur Ruhe begab, wollte er noch an seine Verlobte schreiben. Der Brief konnte dann schon am nächsten

Morgen mit abgehen und nach kaum drei Tagen in den Händen der Adressatin sein. Freilich enthielt er für Enogate nichts besonders Interessantes, außer daß Juhel wüthend war über die Entwicklung der Dinge und daß er sie von ganzem Herzen liebte – das letztere in der That nichts neues für die hübsche Bretagnerin.

Hier ist noch hervorzuheben, daß, wenn Saouk und Ben Omar, Gildas Tregomain und Juhel ihre Zimmer aufsuchten, Antifer und Zambuco, die beiden Schwäger – so darf man sie nach Unterzeichnung jenes Ehecontractes wohl nennen – das Hôtel nach dem Abendessen noch einmal verließen. Dem Frachtschiffer und dem jungen Kapitän mußte das auffallen, Ben Omar und Nazim mochten sich darüber sogar beunruhigen – sehr wahrscheinlich hätte der Malouin aber gar nicht geantwortet, wenn man ihn hierüber gefragt hätte.

Daß die beiden Erben von dem Verlangen verführt worden wären, die malerischen

Stadtviertel Algiers (im Finstern!) zu betrachten oder aus bloßer Neugier die Ben-Azumstraße und andre oder die noch menschenbelebten Quais zu besuchen, das war unwahrscheinlich und wurde von ihren Gefährten auch gar nicht vermuthet.

»Nun ... was mögen sie dann vorhaben? ...« sagte Gildas Tregomain.

Auf der Fahrt hierher hatte der junge Kapitän und die andern bereits bemerkt, daß Meister Antifer wiederholt aus seinem Stillschweigen erwacht war und mit dem Banquier heimliche Worte gewechselt hatte. Zambuco schien dabei das zu billigen, was der andre ihm zuflüsterte. Worüber hatten sie sich also geeinigt? – Dieses späte Ausgehen ließ doch wohl auf einen vorbedachten Plan schließen ... doch auf welchen? ... Konnte man sich bei zwei so merkwürdigen Gesinnungsgenossen nicht auf das Unerwartetste gefaßt machen?

Nach einem mit Juhel gewechselten Händedrucke hatte sich der Frachtschiffer

indeß nach seinem Zimmer begeben. Hier öffnete er vor dem Auskleiden noch das Fenster, um ein wenig die gute algerische Luft zu athmen. Bei dem milden Sternenscheine konnte er eine weite Fläche überblicken und sah da die Rhede bis zum Cap Matifu und auf dieser die Signallichter der Schiffe, die zum Theil vor Anker lagen, zum Theil noch mit der Abendbrise dem Hafen zusteuerten. Längs des Strandes schimmerten die Fischerboote mit ihren Fackeln. Näher im Hafen wirbelten dichte Rauchwolken aus den gleichzeitig Funken ausspeienden Schornsteinen der Dampfer hervor, die sich zur Abfahrt rüsteten.

Jenseit des Cap Matifu dehnte sich das weite Meer aus, bis zur Grenze des Horizonts von einem Kranze prächtiger Sternbilder besetzt, die wie ein Kunstfeuerwerk aufglänzten.

Nach der Nacht zu urtheilen, mußte der nächste Tag sehr schön werden und die Sonne sich – die letzten Sterne auslöschend – strahlend erheben.



»Welch eine Lust, dachte Gildas Tregomain, diese vornehme Stadt Algier zu besuchen, hier nach der verwünschten Reise von Mascat aus und ehe man auf's neue nach einem Eiland Nummer zwei »abgeschossen« wurde, einige Tage hübsch auszuruhen. Ich habe von dem Restaurant Moïse, an der Pescadespitze, reden hören. Warum sollten wir morgen nicht eine schmackhafte Mahlzeit bei diesem Moïse einnehmen? ...«

Da donnerte es, eben schlug es zehn Uhr, kräftig an die Zimmerthür.

»Bist Du es, Juhel? fragte Gildas Tregomain.

– Nein ... ich bin's, Antifer.

– Ich mache sofort auf, alter Freund.

– Unnöthig ... Ziehe Dich an und packe Deinen Reisesack!

– Meinen Reisesack?

- Wir fahren binnen vierzig Minuten weiter.
- In vierzig Minuten? ...
- Und säume nicht, die Postdampfer haben nicht die Gewohnheit, zu warten. Ich werde Juhel benachrichtigen.«

Der verblüffte Frachtschiffer fragte sich, ob er denn nicht träume ... Nein, er hörte auch an Juhels Thür pochen, und die Stimme des Onkels, der dem Neffen befahl, sich schleunigst zu erheben. Darauf seufzten die Stufen der Treppe unter den Schritten des Mannes.

Juhel, der noch beim Briefschreiben war, setzte noch eine Zeile hinzu und meldete Enogate, daß sie alle Algier noch heute Abend verlassen würden. Deshalb waren Zambuco und Antifer also ausgegangen, sie wollten sich erkundigen, ob nicht ein Dampfer nach der Westküste Afrikas abging. Ganz unerwarteter Weise fanden sie ein Schiff, das bereits die Vorbereitungen zur Abfahrt traf. Sofort hatten sie Plätze an

Bord belegt und Antifer beeilte sich nur noch, Juhel und Gildas Tregomain, der Banquier aber Ben Omar und Nazim Meldung zu machen.

Während der Frachtschiffer seine Sachen wieder einpackte, fühlte er sich auf's grausamste enttäuscht. Doch hier half kein Verhandeln. Der Herr hatte gesprochen – die andern mußten gehorchen.

Da trat Juhel schon in das Zimmer Gildas Tregomain's ein und sagte:

»Das hatten Sie doch nicht erwartet? ...

– Nein, mein Junge, obwohl man sich von Deinem Onkel jeder Tollheit versehen darf. Und ich, ich hatte schon auf eine Promenade von achtundvierzig Stunden durch ganz Algier gerechnet ... Und der Hafen ... der Versuchs-Garten ... die Casbah!

– Ja, Herr Tregomain, das ist wahrlich das reine Pech, daß mein Onkel hier ein gleich

segelfertiges Schiff treffen mußte.

– Gewiß ... und schließlich setz' ich doch einmal auch meinen Kopf auf! rief der Frachtschiffer, der einmal seinem Ingrimme gegen den Freund Zügel schießen ließ.

– Ach, nein, Herr Tregomain, das thun Sie nicht, oder, wenn Sie es doch versuchten, so genügte es, daß mein Onkel, den Kiesel umherrollend, einen gewissen Blick auf Sie würfe ...

– Hast Recht, lieber Juhel, antwortete Gildas Tregomain, der den Kopf sinken ließ ... Ich würde gehorchen ... Du kennst mich ja zu gut! ... Schade ist's aber dennoch! ... Das schöne Mittagsmahl, zu dem ich Euch nach dem Restaurant Moïse an der Pescadespitze führen wollte! ... »

Vergebliches Wehklagen! Mit einem tiefen Seufzer beendigte der arme Mann seine Vorbereitungen. Zehn Minuten später fanden Juhel und er den Meister Antifer,

den Banquier, Ben Omar und Nazim schon im Vorraum des Hôtels.

Auf den guten Empfang bei ihrer Ankunft folgten jetzt saure Mienen bei ihrem Weggang, wenn sie auch die Zimmer wie für vierundzwanzigstündige Benützung bezahlen mußten. Juhel warf seinen Brief in einem im Hause vorhandenen Briefkasten. Dann wanderten alle nach den Quais und stiegen die Treppe nach dem Hafen hinunter, während Gildas Tregomain einen letzten Blick über den noch hell erleuchteten Gouvernementsplatz schweifen ließ.

Eine halbe Kabellänge vom Ufer lag ein Dampfer vor Anker, dessen Kessel unter dem Drucke des angesammelten Dampfes hörbar erzitterte. Schwärzlicher Rauch wirbelte nach dem gestirnten Himmel empor. Ein betäubendes Pfeifen verrieth, daß der Dampfer sofort vom Lande abstoßen werde.

Ein an den Stufen des Quais liegendes Boot erwartete die Reisenden, um sie an Bord zu bringen. Meister Antifer und die Uebrigen stiegen hinein. Mit wenigen Ruderschlägen war das Schiff erreicht. Ehe Gildas Tregomain noch recht zu Verstande gekommen war, sah er sich in seine Cabine geführt, die er mit Juhel theilen sollte. Meister Antifer und Zambuco bewohnten eine zweite und Ben Omar und Nazim eine dritte Cabine.

Dieser Dampfer, der »Catalan«, gehörte der Vereinigten Frachtengesellschaft von Marseille. Zum regelmäßigen Dienst an der Westküste Afrikas nach Saint Louis und nach Dakar bestimmt, lief er auch Zwischenhäfen an, um Passagiere aufzunehmen und abzusetzen oder Waaren zu löschen und zu laden. Ziemlich gut ausgerüstet und eingerichtet, legte er zehn bis zwölf Knoten in der Stunde, also genug für seine Zwecke, zurück.

Eine Viertelstunde nach dem Eintreffen des Meister Antifer zerriß der Ton der

Heulpfeife zum letzten Male die Luft. Dann wurden die Taue losgeworfen, der »Catalan« erzitterte leise, als seine Schraube sich zu drehen anfang und die Wasserfläche mit Schaum bedeckte; er glitt zwischen den weiter draußen liegenden Fahrzeugen hin und an den großen Frachtdampfern vorüber, die auf ihrer Stelle eingeschlafen schienen, folgte dem Canal zwischen der Festung und den Molen, gelangte damit ins freie Meer und schlug nun einen Cours nach Westen ein.

Da zeigte sich eine verschwommene Gruppe von weißen Bauwerken; das ist die Casbah, von der der Frachtschiffer nur eine unbestimmte Silhouette zu sehen bekommen sollte. Vor dem klippenreichen Ufer streckte sich noch eine Landzunge hinaus, die Pescadespitze mit dem Restaurant Moïse darauf, wo man ein so vorzügliches Essen bereitete.

Das war auch alles, was Gildas Tregomain an Erinnerungen von seinem Aufenthalte in Algier mitnahm.

Kaum aus dem Hafen heraus, lag Ben Omar natürlich schon auf der Bank seiner Cabine von der elendesten Seekrankheit ergriffen. Und wenn er nun gar daran dachte, daß er nach dem bevorstehenden Besuche des Bassins von Guinea von da auch wieder nach Hause fahren mußte ... Doch, auf dem zweiten Eilande mußte ja der Schatz entdeckt werden, mußte seine schöne Provision ihm zufallen. Ja, wenn nur noch einer von der Gesellschaft sich ebenso schlecht befunden hätte wie er ... Doch nein, keiner fühlte auch nur das geringste Unwohlsein ... Er allein mußte leiden ... Er empfand nicht einmal den so menschlichen Trost, andre seine Leiden theilen zu sehen.

Die Passagiere des »Catalan« bestanden zum größten Theile aus Seeleuten, die sich nach den Häfen der Küste zurückbegaben, nebst verschiedenen Singalesen und einer kleinen Anzahl Marinesoldaten, die an das Seefahren schon gewöhnt waren. Alle sollten nach Dakar, wo der Dampfer seine Fracht zu löschen hatte. Unterwegs sollte also kein Aufenthalt stattfinden. Meister



Antifer konnte sich wahrhaftig Glück wünschen, gerade an Bord des »Catalan« gekommen zu sein. In Dakar angelangt, hatte man freilich das Ziel noch nicht erreicht, eine Bemerkung, die Zambuco wiederholt laut werden ließ.

»Zugegeben, antwortete er, ich hatte aber niemals darauf gerechnet, einen Dampfer von Algier nach Dakar so schnell zu finden, und sind wir nur erst an letzterem Orte, so wird sich das weitere schon finden.«

Andres war natürlich nicht zu erfahren. Immerhin fürchteten die beiden Schwäger, daß jener letzte Theil der Reise ihnen noch rechte Verlegenheiten bereiten würde.

Während der Nacht folgte der »Catalan« der Küste in zwei bis drei Seemeilen Entfernung. Dabei zeigte sich das Leuchtfeuer von Temy, auch konnte man die dunkle Masse des Weißen Vorgebirges unklar erkennen. Im Laufe des nächsten Vormittags erschienen dann die Höhen von Oran, und eine Stunde später umschiffte der

Dampfer das Vorgebirge, an dessen Rückseite sich die Rhede von Mers-el-Kebir ausdehnt.

Weiterhin lag nach Backbord die Küste von Marokko mit den entfernten Bergkämmen, die die wildreiche Landschaft des Riff beherrschen. Am Horizonte erschien Tetuan in hellem Sonnenschein, und wenige Meilen im Westen Ceuta auf einem Felsen zwischen zwei Buchten, wie ein Fort, das den einen Flügel des Thores zum Mittelmeere regiert, während der Schlüssel zum andern in den Händen Englands ist. Jenseit der Meerenge erglänzte endlich die endlose Fläche des Atlantischen Oceans.

Vom marokkanischen Ufer stiegen bewaldete Gipfel empor. Jenseit Tanger, das hinter einer Windung seines Golfes liegt, schimmerten Villas durch das Baumgrün und leuchteten Marabuts so hell, daß es einem die Augen blendete. Auf dem Meere standen viele Segler in Erwartung geeigneten Windes, um in die Meerenge von Gibraltar einlaufen zu können.

Der »Catalan« hatte solche Verzögerungen nicht zu fürchten. Weder Wind noch Strömung, die man an ihrem eigenthümlichen Anschlag an die Küste erkannte, konnten gegen die mächtige Schraube aufkommen, und abends gegen neun Uhr wühlte diese mit ihren drei Blättern das Wasser des Atlantischen Oceans auf.

Der Frachtschiffer und Juhel plauderten auf dem Oberdeck, ehe sie sich einige Stunden der Ruhe gönnten. Natürlich kam ihnen der gleiche Gedanke, als der »Catalan«, nach Südwest steuernd, die äußerste Spitze Afrikas umschiffte – ein Gedanke des Bedauerns.

»Ja, mein Junge, begann Gildas Tregomain, es wäre viel hübscher gewesen, von der Meerenge aus nach Steuerbord, statt nach Backbord zu fahren. Wir würden dann Frankreich wenigstens nicht die Schuhabsätze zukehren ...

– Um wer weiß wohin zu fahren, fiel Juhel ein.

– Ja, Sapperment, Juhel, ich habe auch Angst davor, erwiderte der Frachtschiffer. Doch besser, man trägt sein Leiden mit Geduld. Man kommt ja von überallher einmal zurück ... Selbst vom leibhaftigen Teufel! In wenigen Tagen werden wir in Dakar und von da aus im Busen von Guinea schwimmen ...

– Wer weiß, ob wir in Dakar sofort ein Fahrzeug finden. Regelmäßige Schiffsverbindungen giebt es von dort aus nicht. Wir könnten leicht wochenlang aufgehalten werden, und wenn mein Onkel sich etwa einbildet ...

– Er bildet sich ohne Zweifel alles ein!

– daß es ihm so leicht werden würde, sein Eiland Nummer zwei zu erreichen, so täuscht er sich sehr. Wissen Sie, woran ich denke, Herr Tregomain?

– Nein, mein Junge, doch wenn Du mir's sagen willst ...

– Ich denke, mein Großvater, Thomas Antifer, hätte diesen verteufelten Kamylik-Pascha ruhig auf der Klippe von Jaffa sitzen lassen sollen ...

– Aber, Juhel, den armen Mann ...

– Hätte er ihn dort gelassen, so hinterließ der Aegypter dem Retter nicht seine Millionen, und wäre das unterblieben, so brauchte mein Onkel diesen nicht nachzulaufen und Enogate wäre schon meine Frau!

– Das ist freilich wahr, meinte der Frachtschiffer. Wärest Du aber an der Stelle Deines Großvaters gewesen, Juhel, Du hättest dem armen Pascha auch das Leben gerettet. Da sieh, fuhr er fort und wies, um dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, nach einem leuchtenden Punkt zur Linken, welches Leuchtfeuer ist denn das?

– Das ist das Licht vom Cap Spartet,«  
antwortete der junge Kapitän.

Es war in der That jener Leuchthurm, der,  
auf der Westspitze des afrikanischen  
Festlandes aufragend und von den  
verschiedenen Seestaaten Europas  
unterhalten, seinen Schein am weitesten  
von der Küste über das Meer hinauswirft.

Von der Fahrt des »Catalan« ist nichts  
weiter zu berichten. Er wurde von der  
Witterung auffallend begünstigt. Bei  
andauerndem Landwind konnte er der  
Küste stets in geringer Entfernung folgen.  
Das Meer erhob sich nur in glatten Wellen,  
und es gehörte die große Empfindlichkeit  
eines Ben Omar dazu, um bei so schönem  
Wetter irgendwie zu leiden.

Die ganze Küste blieb in Sicht, die Höhen  
von Mekinez, von Mogador, der Berg  
Thesal, der seine Umgebung um tausend  
Meter überragt, Tarudant und das  
Vorgebirge Dschuby, mit dem die  
marokkanische Küste abschließt.

Gildas Tregomain hatte nicht die Genugthuung, die Canarischen Inseln zu sehen, denn der »Catalan« kam einige fünfzig Meilen von Fuerteventura, der nächsten der Gruppe, vorüber. Dagegen konnte er das Cap Bojador begrüßen, ehe er den Wendekreis des Krebses passierte.

Das Weiße Vorgebirge wurde am Nachmittage des zweiten Mai gepeilt, dann sah man am nächsten Morgen Portendik und endlich die Ufer von Senegal sich vor den Blicken der Reisenden ausbreiten.

Wie gesagt, wollten alle Passagiere nach Dakar, so daß der »Catalan« keine Ursache hatte, in Saint Louis, dem Regierungssitze dieser französischen Colonie, einzulaufen.

Dakar scheint indeß eine größere maritime Bedeutung zu haben als Saint Louis. Die meisten überseeischen Dampfer, die den Dienst auf der Linie von Rio de Janeiro in Brasilien und von Buenos-Ayres in der Republik Argentina versehen, gehen hier vor Anker, ehe sie über den Aequator

steuern. Höchst wahrscheinlich fand Meister Antifer in Dakar also nachher Transportmittel, um nach Loango zu gelangen.

Endlich am 5. umschiffte der »Catalan« das berühmte Cap des Grünen Vorgebirges, das in derselben Breite wie die gleichnamigen Inseln liegt. Er kam um die dreieckige Halbinsel herum, die von der äußersten Spitze des afrikanischen Festlandes wie eine Flagge nach dem Atlantischen Meer hinaushängt, und der Hafen von Dakar erschien im hintern Winkel der Halbinsel, nach einer Fahrt von achthundert Lieues von dem, von Gildas Tregomain so bedauerten Algier.

Dakar ist zwar französisches Land, das dem Senegalgebiet Frankreichs gehört – und doch, wie fern, wie fern von Frankreich!



## VII.

Worin verschiedene Ereignisse und Zwischenfälle erzählt werden, die die Reisenden zwischen Dakar und Laongo erlebten.

Niemals hätte Gildas Tregomain es sich träumen lassen, daß einst der Tag kommen sollte, wo er mit Juhel auf den Quais von Dakar, dieser alten Hauptstadt der goreanischen Republik, lustwandeln würde. Und doch dachte er das an diesem Tage, als er den von zweifachen Granitmauern geschützten Hafen besuchte, während sich Antifer und der Banquier Zambuco, zwei ebenso Unzertrennliche wie Ben Omar und Saouk, nach der französischen Seeagentur begaben.

Ein ganzer Tag reicht übrig aus, die Stadt zu besichtigen. Sie bietet keinerlei Merkwürdigkeiten ... einen hübschen

öffentlichen Garten, eine Citadelle, die der Besatzung als Kaserne dient, und die Bel-Air-Spitze mit dem Krankenhaus für Seeleute, die vom gelben Fieber befallen wurden. Wenn unsre Reisenden mehrere Tage in diesem Bezirke, der Gorea als Regierungssitz und Dakar als Hauptstadt hat, blieben, so mußte ihnen die Zeit gehörig lang werden.

Gildas Tregomain und Juhel sagten sich jedoch, daß es hier gelte, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Inzwischen schlenderten sie über die Quais und durch die sonnigen Straßen der Stadt dahin, die hier von Strafgefangenen in ziemlich gutem Stande erhalten werden.

Am meisten interessierten sie natürlich die Schiffe, diese »Stücke von sich selbst«, die Frankreich von Bordeaux nach Rio de Janeiro entsandte – jene Packetboote der *Messageries impériales*, wie sie 1862 noch hießen. Dakar war damals kein so wichtiger Platz wie heute, obwohl der Handelswerth von Senegal sich schon auf

fünfundzwanzig Millionen Francs belief. Es zählte nur neuntausend Einwohner, eine Bevölkerung, die jedoch in Folge verschiedener Hafenmeliorationsarbeiten im Wachsen war.

Wenn der Frachtschiffer jener Zeit z. B. mit den M'Bambaras-Negern keine Bekanntschaft gemacht hatte, so wäre ihm das jetzt sehr leicht gewesen, denn nun wimmelt es in den Straßen Dakars von diesen Eingebornen. Dank ihrem Temperament, ihrem dicken Schädel und krausen Wollhaar können sie der Gluth der Tropensonne ungestraft Trotz bieten. Gildas Tregomain freilich hatte nicht umhin gekonnt, das bekannte großkarrierte Taschentuch als Sonnenschirm über seinen Kopf zu breiten.

»Herr, mein Gott, ist das eine Hitze! rief er. Nein, ich bin wahrhaftig nicht für die Tropen geschaffen!

– Das ist jetzt noch gar nichts, Herr Tregomain, antwortete Juhel, wenn wir erst

mitten drin im Busen von Guinea sind, so ein paar Grade unterhalb des Aequators ...

– Dann zerschmelz' ich, das steht fest, seufzte der Frachtschiffer, dann bring' ich nur noch Haut und Knochen mit nach Hause! ... Na, übrigens, setzte er mit seinem gutmüthigen Lächeln und das von Schweiß triefende Gesicht abwischend hinzu, weniger kann man ja nicht gut mit heimbringen, nicht wahr?

– O, Sie sind auch schon recht abgemagert, Herr Tregomain, bemerkte der junge Kapitän.

– Findest Du das? ... Pah, ich habe ja Zeit, ehe ein Skelet aus mir wird! Meiner Ansicht nach ist es sogar besser, mager zu sein, wenn man nach Gegenden geht, wo die Leute sich von Menschenfleisch nähren ... Giebt es denn Cannibalen da an der Küste von Guinea?

– Nicht mehr, das hoff' ich wenigstens, antwortete Juhel.

– Nun, mein Junge, da wollen wir die Kerle jedenfalls durch unsre Wohlgenährtheit nicht noch lüsterner machen. Und – wer weiß? – vielleicht müssen wir nach dem Eiland Nummer zwei noch eins Nummer drei in Ländern aufsuchen, wo man sich gegenseitig aufißt ...

– Wie in Australien und auf den pacifischen Inseln, Herr Tregomain.

– Ja, wo die Einwohner Anthropophagen sind!«

Er hätte auch »Philantrophagen« sagen können, der würdige Frachtschiffer, wenn er im Stande gewesen wäre, dieses Wort zu erfinden, denn in jenen Ländern verzehrt man seinesgleichen aus reiner Leckerei.

Daß sich der Meister Antifer von seiner tollen Millionensucht aber auch noch bis dorthin jagen ließe, war ja nicht wohl anzunehmen. Jedenfalls wollten sein Freund und sein Neffe ihm dann nicht mehr folgen und ihn – müßte er dazu auch in ein

Irrenhaus gesperrt werden – verhindern,  
eine solche Fahrt zu unternehmen.

Als Tregomain und Juhel ins Hôtel  
zurückkamen, trafen sie Meister Antifer  
und den Banquier daselbst an.

Der französische Agent hatte seinen  
Landsmann freundlichst empfangen. Als  
letzterer aber fragte, ob sich in Dakar wohl  
ein nach den Häfen von Loango  
abgehendes Schiff vorfände, erhielt er eine  
recht entmuthigende Antwort. Packetboote,  
die diesen Dienst versehen, verkehren sehr  
unregelmäßig und laufen Dakar nur einmal  
monatlich an. Wohl besteht ein  
wöchentlicher Verkehr zwischen Sierra  
Leone und Grand-Bassam, von da nach  
Loango ist's aber noch recht weit. Vor  
Ablauf von acht Tagen sollte das erste  
Packetboot in Dakar nicht eintreffen.  
Welches Unglück! Acht Tage lang in  
diesem Flecken am Zügel zu kauen! Und  
der müßte auch noch aus bestgehärtetem  
Stahle sein, um den Zähnen Pierre-Servan-  
Malos, die jetzt tagtäglich einen Kiesel

zermalmten, Widerstand zu leisten. – An Kieselsteinen fehlt es an der Küste Afrikas ja nicht, und Meister Antifer konnte seinen Vorrath daran leicht erneuern.

Wir müssen wahrheitsgemäß anerkennen, daß eine Woche in Dakar lang, sehr lang ist. Die Spaziergänge am Hafen, die Ausflüge bis zu dem sumpfigen Gewässer, das östlich von der Stadt abfließt, bieten dem Touristen kaum für einen Tag genug Abwechslung. Hier heißt's also, sich mit der Geduld zu wappnen, die nur eine glückliche Philosophie verleihen kann. Mit Ausnahme Gildas Tregomain's aber, der sich nach dieser Seite hervorthat, waren der reizbare Malouin und die andern Persönlichkeiten, die er mit sich herumschleppte, alle weder Geduldsmuster noch Philosophen. Wenn sie Kamylik-Pascha segneten, von ihm zu Erben eingesetzt zu sein, so verwünschten sie ihn wegen seiner Schrulle, seinen Nachlaß in so weiter Ferne verscharrt zu haben. Es war ja schon zu viel, bis zum Golf von Oman gegangen zu sein, und jetzt sollten sie gar bis zum Busen von Guinea

hinunter! Hätte der Aegypter denn nicht auch ein anständiges, recht verstecktes Inselchen in europäischen Meeren aussuchen können? Im Mittelmeere, in der Ost- und Nordsee, dem Schwarzen Meere und längs den oceanischen Küstenstrecken giebt es doch wahrlich genug solche, die sich zum Panzergeldschrank vortrefflich eignen. Der Pascha hatte sich mit einem wahren Luxus von Vorsichtsmaßregeln umgürtet. Indeß, was da war, das war einmal, und ohne die ganze Sache aufzugeben ... Aufzugeben? O, der wäre schön angekommen, der dem Meister Antifer, dem Banquier Zambuco und selbst dem von der Faust des jähzornigen Saouk gefesselten Notar einen derartigen Vorschlag zu machen gewagt hätte!

Das gemeinschaftliche Band, das alle diese verschiedenen Personen verknüpfte, lockerte sich aber sichtlich. Es gab jetzt drei wohlgeschiedene Gruppen: die Gruppe Antifer-Zambuco, die Omar-Saouk und die Gruppe Juhel-Tregomain. Diese lebten getrennt, sahen sich nur zu den Stunden der



Mahlzeiten, wichen sich unterwegs aus und sprachen von der großen Angelegenheit unter einander niemals. Sie beschränkten sich auf Duette, die zu keinem Schluß-Sextett zu verschmelzen versprochen – das übrigens auch nur zur entsetzlichen Kakophonie geworden wäre.

Die erste Gruppe: Juhel-Tregomain. Man kennt das gewöhnliche Thema ihrer Gespräche: die unbestimmte Verlängerung der Reise, die räumlich zunehmende Trennung der beiden Verlobten, die Furcht, daß der Lohn für alle Mühen und Beschwerden auf eine Mystification hinauslaufen werde, der Gemüthszustand ihres Onkels und Freundes, dessen Aufregung mit jedem Tage wuchs und seinen Verstand bedrohte. Lauter Ursachen des Kammers für den Frachtschiffer und den jungen Kapitän, die sich darein gefügt hatten, jenem nicht entgegenzutreten und ihm bis an's Ende zu folgen.

Zweite Gruppe: Antifer-Zambuco. Welch merkwürdige Studie hätten die beiden

zukünftigen Schwäger der Beobachtung eines Moralisten geboten! Der Eine, bisher anspruchslos ein ruhiges Leben in seiner ruhigen Provinz führend, erfüllt von der natürlichen Philosophie des pensionierten Seemannes, und jetzt eine Beute der *sacra fames* nach Gold, den Kopf verwirrt durch jenes Spiegelbild von Millionen, das seine Augen blendete! Der Andre, schon vorher reich, und doch nur darauf versessen, Schätze auf Schätze zu häufen, so daß er sich sogar solchen Mühseligkeiten, ja solchen Gefahren aussetzte, nur um seine Reichthümer zu vermehren!

»Acht Tage lang in diesem Loche zu schimmeln! wettete Meister Antifer, und wer weiß, ob das verwünschte Packetboot dann nicht gar eine Verspätung hat.

– Und obendrein, setzte der Banquier hinzu, will's das Unglück, daß es uns auch nur bis Loango befördert, von wo aus wir noch an die fünfzig Lieues bis zur Ma-Yumbabai haben!

– Ach, um das Eckchen Weg kümmer' ich mich nicht! versetzte der wüthende Malouin.

– Wir werden uns aber darum kümmern müssen, bemerkte Zambuco.

– Gut ... später ... zum Kuckuck! ... Man läßt den Anker nicht fallen, ehe man über der richtigen Stelle ist! Erst wollen wir nach Loango kommen, dann wird sich das weitere schon finden.

– Vielleicht könnte man den Kapitän des Packetbootes bestimmen, den Hafen von Ma-Yumba anzulaufen ... das würde ihn nur wenig aus seiner Route bringen.

– Ich zweifle, daß er darauf eingeht, weil ihm das nicht erlaubt sein wird.

– Wenn wir ihm für den kleinen Umweg eine anständige Entschädigung bieten ... meinte der Banquier.

– Das werden wir ja sehen, Zambuco; doch Sie haben immer den Kopf voller Dinge, die mir zunächst sehr gleichgiltig sind. Jetzt handelt sich's darum, nach Loango zu kommen, von dort werden wir schon – tausend Bomben und Kanonen! – nach Mayumba zu gelangen wissen! Wir haben ja Beine, und wenn von Dakar nicht anders wegzukommen ist, na, da geht's eben längs der Küste hin ...

– Zu Fuß? ...

– Natürlich zu Fuß.«

Er plapperte das so hin, der Pierre-Servan-Malo. An die Gefahren, die Hindernisse, an die Unmöglichkeit einer solchen Wanderung dachte er nicht. Achthundert Lieues durch Liberia und die Elfenbeinküste, durch das Aschantiland, Dahomey und Groß-Bassam hinzuziehen! Nein, er mußte sich wohl sehr glücklich schätzen, allen da unvermeidlichen Gefahren durch die Reise auf einem Packetboote entgehen zu können. Keiner,

der ihn auf einem solchen Landmarsche begleitet hätte, wäre davon zurückgekehrt, und Fräulein Talisma Zambuco hätte in ihrem Hause auf Malta das Eintreffen ihres allzu waghalsigen Freiers vergeblich erwartet!

Sie mußten sich also auf das Packetboot verlassen, wenn das auch erst nach acht Tagen erscheinen sollte. Freilich würden ihnen die Stunden in Dakar recht langweilig dahinschleichen.

Ganz anders klang das Gespräch des Paares Saouk-Omar. Nicht etwa, daß der Sohn Murad's minder ungeduldig gewesen wäre, nach dem Eiland zu kommen und den Schatz Kamylik-Paschas zu heben.

Bewahre! Er überlegte nur, zum Schrecken Ben Omar's, wie er die beiden Erben zu seinen Gunsten berauben könne. Nach dem unmöglichen Versuche in Mascat, wollte er das jetzt in gleicher Weise durch gedungene Schurken auf dem Rückwege von Ma-Yumba nach Loango ausführen. Unter den Landeseingebornen oder den Schmugglern

der Factoreien fand er gewiß Leute, die zu allem fähig waren, selbst Blut zu vergießen, und die gegen ein gutes Stück Geld für seinen verbrecherischen Zweck zu haben sein mußten.

Diese Aussicht erschreckte den zaghaften Ben Omar, wenn auch nicht in Folge übermäßigen Zartgefühls, so doch aus Furcht, in eine böse Geschichte mit hineingezogen zu werden – und das ließ ihm keinen Augenblick Ruhe.

Er wagte darauf hin auch eine schüchterne Einwendung zu machen und versicherte, Meister Antifer und seine Gefährten seien die Leute dazu, ihr Leben theuer zu verkaufen. Er hob hervor, daß sich Saouk trotz guter Bezahlung auf die von ihm ermietheten Schurken doch nicht verlassen könne, daß sie früher oder später schwatzen würden, daß der Ueberfall bekannt werden müsse, da die Wahrheit ja endlich einmal selbst z. B. dann ans Licht komme, wenn Forschungsreisende tief drin in unbekanntem Lande ermordet worden

wären. Alles das bezog sich, wie man sieht, nicht auf das Verbrecherische des Vorhabens selbst, sondern war nur von der Furcht vor dem Entdecktwerden eingegeben – dem einzigen Grunde, der Saouk vielleicht zurückhalten konnte.

Diesen rührte das jedoch gar nicht. Er hatte ja schon andre Dinge gesehen und selbst mit ausgeführt, und mit einem Blicke, der dem Notar das Mark erfrieren machte, antwortete er:

»Ich kenne nur einen Schwachkopf, der mich verrathen könnte!

– Und der wäre Excellenz? ...

– Du, Ben Omar!

– Ich?

– Ja. Doch nimm Dich in Acht, ich habe ein gutes Mittel, den Leuten den Mund zu stopfen!«

An allen Gliedern zitternd, ließ Ben Omar den Kopf sinken. Er wußte ja, daß es Saouk auf einen Cadaver mehr oder weniger auf der Straße von Ma-Yumba nach Loango gewiß nicht ankam.

Das erwartete Packetboot ging am Morgen des 12. Mai im Hafen von Dakar vor Anker. Es war die »Cintra«, ein portugiesischer Dampfer für Personen- und Güterbeförderung nach San Paolo de Loanda, jener wichtigen lusitanischen Colonie im tropischen Afrika. Dieses lief Loango regelmäßig an, und da es früh am nächsten Morgen weiter fuhr, beeilten sich unsre Reisenden, darauf Plätze zu erhalten. Bei seiner mittleren Geschwindigkeit von neun bis zehn Meilen sollte die Ueberfahrt eine Woche dauern, während der sich Ben Omar schon wieder der jämmerlichsten Seekrankheit versah.

Nach der Landung einiger Passagiere verließ die »Cintra« am folgenden Morgen den Hafen bei schönstem Wetter und mäßigem Landwinde. Meister Antifer und



der Banquier stießen einen mächtigen Seufzer der Befriedigung aus, als ob ihre Lungen eine Woche lang unthätig gewesen wären. Das war ja ihre letzte Fahrstrecke, ehe sie den Fuß auf das Eiland Nummer zwei setzten und die Hand auf die von diesem treubewahrten Schätze legten. Die Anziehung, die jenes Eiland auf sie ausübte, wurde nach Naturgesetz und umgekehrt mit dem Quadrate der Entfernung immer stärker. Und mit jeder Drehung der Schraube der »Cintra« verminderte sich diese immer mehr ... immer mehr ...

Leider vergrößerte sie sich aber für Juhel ... er kam immer weiter weg von Frankreich, von der Bretagne, wo Enogate trauerte. Er hatte ihr gleich nach der Ankunft in und kurz vor der Abfahrt von Dakar geschrieben, und das arme Kind mußte also erfahren, daß ihr Verlobter sich immer noch weiter von ihr entfernte, und dazu war er nicht einmal in der Lage, den wahrscheinlichen Zeitpunkt seiner Rückkehr zu bestimmen!

Zunächst hatte Saouk zu erfahren gesucht, ob die »Cintra« etwa Passagiere nach Loango hätte. Vielleicht fand er unter Abenteurern mit weitem Gewissen, die ihr Glück in entlegnem Lande suchten, solche, die außer ihrer Bekanntschaft mit diesem geeignet gewesen wären, seine Spießgesellen zu spielen. Hierin hatte Seine Excellenz sich getäuscht. Er mußte seine Wahl also erst in Loango treffen. Zum Unglück kannte er die portugiesische Sprache ebenso wenig, wie Ben Omar. Das war hinderlich, wenn es darauf ankommt, delicate Geschäfte zu behandeln, bei denen man sich unbedingt klar und deutlich aussprechen können mußte. Auch die Uebrigen sahen sich auf den Verkehr nur unter einander beschränkt, da wiederum niemand an Bord französisch sprach.

Nur einer, dessen Verwunderung seiner Befriedigung gleich kam, war hier: der Notar Ben Omar. Es wäre übertrieben, zu behaupten, daß er sich auf der »Cintra« gar nicht unwohl gefühlt hätte, jedenfalls blieben ihm aber die früheren ärgeren

Leiden erspart. Die Fahrt verlief unter den günstigsten Umständen. Das Meer blieb ruhig längs der Küste, der die »Cintra« in zwei- bis dreimeiliger Entfernung folgte. Kaum machte sich eine leichte Dünung vom hohen Meere her fühlbar.

Das blieb auch ebenso, als das Packetboot das Cap Palmas an der äußersten Spitze des Busens von Guinea umschiffte. Wie es häufiger beobachtet wird, folgte der Wind der Gestaltung der Küste, und der Golf erwies sich jetzt ebenso freundlich, wie vorher der Ocean, obwohl der »Cintra« beim Course auf Loango die Anhöhen des Landes außer Sicht kamen. So erblickte man nichts vom Aschantilande oder von Dahomey, nicht einmal den Kamerunberg, der sich hinter der Insel Fernando-Po und an der Grenze Ober-Guineas auf dreitausendneunhundertsechzig Meter Höhe erhebt.

Am Nachmittage des 19. Mai erlebte Gildas Tregomain eine gewisse Aufregung. Juhel hatte ihm gesagt, daß er nun den Aequator

überschreiten werde. Zum ersten und ohne Zweifel auch zum letzten Male sollte der Exkapitän der »Charmante Amélie« also nach der südlichen Halbkugel der Erde kommen. Welch ein Abenteuer, er, der Schiffer von der Rance! So opferte er denn, dem Beispiele aller Mitreisenden folgend, ohne großes Bedauern ebenfalls seinen Piaster als Willkomm zu Ehren der Passage der Linie.

Mit Sonnenaufgang am nächsten Morgen befand sich die »Cintra« in der Breite der Ma-Yumbabai und etwa hundert Meilen davon entfernt. Wenn der Kapitän des Packetbootes sich nur dazu verstanden hätte, diesen zum Staate Loango gehörigen Hafen anzulaufen, hätte er dem Meister Antifer und den Seinen viele Mühen und Fährlichkeiten ersparen können. Das würde sie eines sehr beschwerlichen Zuges längs der Küste hin enthoben haben.

Auf Betreiben seines Oheims suchte Juhel auch den Kapitän, der nothdürftig englisch sprach, hierfür zu gewinnen. Er stellte ihm

vor, daß der Umweg dahin seine Reisedauer kaum um achtundvierzig Stunden verlängern würde ... man wünsche auch nichts mehr, als für diese Verzögerung zu bezahlen und die Rheder der »Cintra« nach allen Seiten hin schadlos zu halten u. s. w.

Der Kapitän verstand wohl, was Juhel von ihm wünschte, vor allem als dieser sein Anliegen durch eine Erklärung mittelst der Karte des Golfes von Guinea unterstützte, und es erschien ja so einfach, ein halbes Dutzend Reisende in Ma-Yumba abzusetzen, Leute, die für diese Gefälligkeit reichlich bezahlen wollten.

Und doch schlug der Kapitän das Verlangen ab. Ein Slave des Schiffreglements, war er verpflichtet, nach Loango zu dampfen, und dabei mußte es bleiben – von Loango ging er dann nach San Paolo de Loanda – doch nirgends anders hin, und hätte man ihm das Gewicht seines Fahrzeuges in Gold angeboten. So lautete seine Antwort, die Juhel dem Meister Antifer übersetzte.

Natürlich brauste dieser, unter einem Schwall von Schimpfreden auf den Kapitän, gehörig auf. Das half alles nichts. Ja, ohne das Dazwischentreten Gildas Tregomain's und Juhels wäre Meister Antifer als Rebell für den Rest der Fahrt beinahe noch in den untern Laderaum eingesperrt worden.

So kam es denn, daß die »Cintra« am übernächsten Tage, am Abend des 21. Mai, vor den langen Sandbänken stoppte, die die Küste von Loango schützen, mittelst der Schaluppe die Passagiere landete und drei Stunden später nach San Paolo de Loanda, der Hauptstadt der portugiesischen Colonie, weiter dampfte.

## VIII.

Worin gezeigt wird, daß es nicht gerathen ist, eine gewisse Art Passagiere an Bord eines afrikanischen Küstenschiffes aufzunehmen.

Am folgenden Tag unterhielten sich im Schatten eines gewaltigen Baobab zwei Männer mit großer Lebhaftigkeit. Die Hauptstraße von Loango hinaufgehend, hatten sie sich durch großen Zufall getroffen und einander verwundert angesehen.

Da rief der eine:

»Du ... hier?

– Ja ... ich!« hatte der zweite geantwortet.

Auf einen Wink des ersteren, der Saouk war, war ihm der zweite, ein Portugiese,

namens Barroso, vor die Stadt hinaus gefolgt.

Wenn Saouk nicht die Muttersprache Barroso's beherrschte, so war dieser doch der Seiner Excellenz völlig mächtig, da er lange Zeit in Aegypten gelebt hatte. Man sieht, es waren zwei alte Bekannte. Barroso gehörte früher zu der Rotte von Uebelthätern, die Saouk unterhielt, als er auf allerlei Raub ausging und von der Polizei des Vicekönigs, Dank dem Einflusse seines Vaters Murad, des Neffen Kamyk-Paschas, sehr wenig belästigt wurde. Nach einigen Greuelthaten, die denn doch nicht ungeahndet bleiben konnten, war Barroso verschwunden. Zunächst nach Portugal, wo er seine verbrecherischen Gelüste zügeln mußte, heimgekehrt, hatte er Lissabon verlassen, um in einer Factorie von Loango Beschäftigung zu suchen. Jener Zeit beschränkte sich der, durch die Unterdrückung der Slavenausfuhr fast vernichtete Handel der Colonie auf die Verfrachtung von Elfenbein, Palmenöl, Arachiden und Acajouholz.



Jetzt befehligte der Portugiese, der schon früher zur See gefahren war, ein verhältnißmäßig großes Küstenfahrzeug, die »Portalegre«, die für Rechnung der Händler im Lande hier- und dorthin segelte.

Barroso, ein Mann mit solchem Vorleben, einem Gewissen, das keine Scrupel kannte, einer Kühnheit, die er sich bei seinem früheren »Berufe« erwarb, war ganz der Mann, den Saouk brauchte, um seinen teuflischen Plan durchzuführen. Am Fuße des Baobab stehend, dessen Stamm zwanzig Männer kaum umspannen konnten – doch was war das gegen die berühmte Banane von Mascat? – konnten sie, ohne die Befürchtung, gehört zu werden, von einer, die Sicherheit des Meister Antifer und seiner Begleiter arg bedrohenden Sache sprechen.

Nachdem sich die beiden ihren Lebenslauf kurz mitgetheilt, ging Seine Excellenz ohne Umschweife auf sein Ziel los. Hütete sich Saouk dabei auch klüglich, Barroso den hohen Werth des Schatzes zu verrathen, so

reizte er doch dessen Habgier durch den Köder, daß hier ein hübsches Geld zu verdienen sei.

»Indeß, setzte er hinzu, da brauch' ich als Unterstützung einen entschlossenen, muthigen Mann ...

– Sie kennen mich, Excellenz, antwortete der Portugiese, und wissen, daß ich vor keiner Aufgabe zurückschrecke.

– Wenn Du Dich nicht verändert hast, Barroso ...

– Nein, bestimmt nicht!

– So wisse denn, daß es sich darum handelt, vier Männer verschwinden zu lassen, vielleicht auch einen fünften, wenn es mir rathsam erscheint, mich eines gewissen Ben Omar zu entledigen, für dessen Schreiber, namens Nazim, ich hier gelte.

– Einen mehr oder weniger, darauf kommt's nicht an! versicherte Barroso.

– Dem braucht man auch nur das Lebenslicht auszublasen, so kräht kein Hahn mehr nach ihm.

– Wie wollen Sie die Sache anstellen?

– So höre meinen Plan, antwortete Saouk, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ihn niemand belauschen konnte. Die Leute, um die es sich handelt, drei Franzosen, der Malouin Antifer, sein Freund und sein Neffe, ferner ein tunesischer Banquier namens Zambuco, sind nach Loango gekommen, um von einem Schatze Besitz zu ergreifen, der auf einem Eiland des Busens von Guinea verborgen ist ...

– Wo? ... Wo denn? forschte Barroso lebhaft.

– Im Gewässer der Bai von Ma-Yumba, erwiderte der Aegypter. Sie beabsichtigen, bis zu diesem Orte zu Lande längs der Küste hinzuziehen, und ich dachte, man könnte sie überfallen, wenn sie mit ihren Schätzen nach Loango zurückkehren, um

hier das Packetboot von San Paolo zu erwarten, das sie nach Dakar zurückführen soll.

– Nichts leichter als das, Excellenz! rief Barroso. Ich verpflichte mich, ein Dutzend ehrbarer Abenteurer aufzutreiben, die immer nach einem guten Geschäftes lungern und sofort bereit sein werden, Ihnen – natürlich für einen bestimmten, anständigen Preis – zu Diensten zu sein.

– Daran hab' ich nicht gezweifelt, Barroso, und in diesem öden Lande muß der Streich wohl gelingen.

– Gewiß Excellenz, doch hab' ich Ihnen etwas vortheilhafteres vorzuschlagen.

– So sprich.

– Ich befehlige hier ein Küstenschiff von hundertfünfzig Tonnen, die »Portalegre«, das gewöhnlich Waaren von einem Hafen zum andern befördert. Mein Schiff soll binnen zwei Tagen gerade nach Baracka du

Gabon, etwas nördlich von Ma-Yumba, abgehen.

– Ei, rief Saouk, das ist ein Glücksumstand, den wir ausnützen müssen! Der Meister Antifer wird sich beeilen, an Bord Deines Schiffes zu gehen, um die Mühen und Gefahren einer Fußtour am Ufer hin zu vermeiden. Du setzt uns da in Ma-Yumba ab, schaffst Deine Fracht nach Gabon und holst uns bei der Rückfahrt ab. Dann, während wir wieder nach Loango segeln ...

– Einverstanden, Excellenz!

– Wie viel Mann hast Du an Brod?

– Zwölf.

– Bist Du ihrer sicher?

– Wie meiner selbst.

– Was schaffst Du nach Gabon?

– Eine Ladung Arachiden und außerdem sechs, von einem Handlungshause in

Baracka gekaufte Elephanten, die dieses nach einer holländischen Menagerie befördern soll.

– Du sprichst wohl nicht französisch, Barroso?

– Nein, Excellenz ...

– So vergiß auch nicht, daß ich hier dafür gelte, das weder zu sprechen, noch zu verstehen. Ich werde deshalb auch Ben Omar beauftragen, Dich wegen der Reise auf Deinem Schiffe fragen zu lassen; der Malouin geht ohne Zweifel ohne Zögern darauf ein.«

Daran war in der That nicht zu zweifeln, und so gewann es den Anschein, als ob die beiden Erben und die übrigen auf der Rückfahrt durch den Busen von Guinea für immer verschwinden sollten.

Das Verbrechen hätte auch niemand verhindern, und niemand die Uebelthäter zur Rechenschaft ziehen können.

Loango steht nicht unter portugiesischer Herrschaft, wie Angola und Benguela. Es ist eines der damals noch unabhängigen Königreiche des Congobeckens zwischen dem Gabon im Norden und dem Zaïre im Süden. Jener Zeit erkannten die eingebornen Könige vom Cap Lopez bis zum Zaïre die Oberherrschaft des Souveräns von Loango an und zahlten an ihm Tribut, meist in Gestalt von Sklaven – wie die von Cassange, Tomba Libolo und verschiedene Vasallen, die nur sehr kleine Gebiete regieren. An Rangstufen in dieser Negergesellschaft giebt es: zuerst die des Königs nebst Familie, dann die der Prinzen von Geblüt, d. h. die, die von einer Prinzessin geboren sind, welche ihnen allein ihren Rang übererben kann, ferner die Gatten der Prinzessinnen, die suzerän sind, weiter die der Priester und Fetische oder »Yangas«, deren erster, Chitome, göttliche Verehrung genießt, endlich die der Zwischenhändler, der Kaufleute u. s. w., d. h. die des eigentlichen Volkes.

Skclaven giebt es genug, eigentlich zu viele. Jetzt werden sie in Folge des europäischen Vertrages über die Abschaffung dieses Handels zwar nicht mehr nach auswärts verkauft, die Fürsorge für Menschenwürde und Freiheit war es aber wohl nicht, die zu jener Maßregel gedrängt hat. Das war wenigstens nicht die Ansicht Gildas Tregomain's, der sich als guter Menschenkenner erwies, als er sagte:

»Wäre nicht der Rübenzucker erfunden worden und servierte man noch heute nur Rohrucker zum Kaffee, so würde der Sklavenhandel wohl noch jetzt und für alle Zeit fortbestehen!«

Erfreute sich der König von Loango aber auch völliger Unabhängigkeit, so folgt daraus nicht, daß die Landwege genügend überwacht und die Reisenden gegen jede Gefahr geschützt wären. Entschieden hätte man ein günstigeres Land oder ein geeigneteres Meer zur Ausführung eines Verbrechens gar nicht finden können.



Solche Gedanken gingen auch Juhel durch den Kopf, wenigstens so weit es das Landgebiet anging. Sein halb geistesabwesender Onkel beunruhigte sich darum zwar gar nicht, Juhel sah aber der zweihundert Kilometer langen Wanderung längs der Küste bis Ma-Yumba mit großer Besorgniß entgegen und sprach sich gegen den Frachtschiffer auch darüber aus.

»Ja, was willst Du, mein Junge, meinte dieser, der Wein ist abgezapft, nun muß er auch getrunken werden!

– Von Mascat nach Sohar, bemerkte Juhel, war es hiergegen nur ein Spaziergang, und dazu befanden wir uns dort auch noch in guter Gesellschaft.

– Nun, Juhel, könnten wir nicht in Loango eine Karawane aus Eingebornen bilden?

– Diesen Mohrenköpfen traue ich ebensoviel wie den Hyänen, Panther, Leoparden und Löwen ihres Landes.

– O, hier giebt's so viele Raubthiere? ...

– In Ueberfluß, ohne die Lentas, das sind sehr giftige Vipern, die Cobras zu zählen, die einem ihren Speichel ins Gesicht spritzen, und ohne die zehn Meter langen Boas ...

– Eine hübsche Gegend, mein Junge! Wahrlich, einen bessern Platz hätte der vortreffliche Pascha nicht auswählen können. Und die Eingebornen ...

– Sind ziemlich beschränkt, wie alle Congolesen, aber doch gescheut genug, um zu stehlen, zu rauben und die Narren zu ermorden, die sich in diese abscheuliche Gegend wagen.«

Bei diesen Besorgnissen Juhels, die auch Tregomain theilte, empfanden sie es als eine wirkliche Erleichterung, als Saouk durch Vermittlung Ben Omar's dem Meister Antifer und dem tunesischen Banquier jenen Portugiesen Barroso vorstellen ließ, das versprach, sie unendlichen Mühen und

großen Gefahren zu entheben. Da Juhel doch kaum argwöhnen konnte, daß die beiden Schurken von früher her bekannt waren, erweckte das Angebot in ihm keinerlei Verdacht. Die Hauptsache blieb doch, daß die kleine Gesellschaft zu Wasser und – bei der herrschenden schönen Witterung – binnen zwei Tagen nach Ma-Yumba kommen sollte. Barroso wäre dann nach Baracka gesegelt, hätte sie mit dem Schatze später wieder abgeholt, nach Loango zurückbefördert, und von dort brachte sie endlich das nächste Packetboot nach Marseille ... Nein, günstiger hatten sich die Verhältnisse für Pierre-Servan-Malo niemals gestaltet, wenn für das Küstenschiff auch ein guter Preis zu zahlen war.

Zwei Tage mußten sie in Loango warten, bis das halbe Dutzend aus dem Binnenlande kommender Elephanten an Bord der »Portalegre« geschafft war. Gildas Tregomain – der sich überall zu unterrichten suchte – und Juhel spazierten

inzwischen durch den Flecken, die  
»Banga«, wie die Congolesen sagen.

Loango oder Buala, die alte Stadt mit einem  
Umfange von etwa viereinhalb Kilometer,  
ist inmitten eines Palmenwaldes erbaut. Sie  
besteht nur aus einer Anzahl Factoreien, die  
von »Chirubeks, das sind aus  
Raphiastengeln errichtete und mit  
Papyrusblättern überdachte Hütten,  
umgeben sind. Alle Handelsvölker haben  
hier ihre Comptoire. Doch wie viel neues  
gab's hier für den Frachtschiffer! Die  
Bretonen an der Rance ähneln kaum den  
halbnackten, mit Bögen, hölzernen Säbeln  
und gekrümmten Beilen bewaffneten  
Eingebornen von Loango. Der in einer  
alten, lächerlichen Uniform steckende  
König erinnert nur sehr entfernt an den  
würdigen Préfecten von Ille-et-Villaine. Die  
Ortschaften zwischen Saint-Malo und  
Dinan zeigen keine von riesigen  
Cocospalmen beschatteten Hütten. Endlich  
pflegen die Malouins keine Vielweiberei,  
wie die faulen Congolesen, die alle  
schweren Arbeiten den Frauen überlassen

und sich hinlegen, wenn jene erkrankt sind. Der Boden der Bretagne kommt freilich dem von Loango nicht gleich. Hier genügt es, das Ackerland oberflächlich umzuwenden, um die reichsten Ernten zu erzielen, den »Manfrigo«, eine Riesenhirse mit bis zu einem Kilogramm schweren Aeren, den »Holcus«, der ohne jede Nachhilfe gedeiht, den »Luco«, der zur Brodbereitung dient, den Mais, der jährlich drei Ernten liefert, den Reis, die Pataten, den Maniac, den »Tamba«, eine Art Pastinaken, die »Isanguis« oder Linsen, den Tabak, in sumpfigen Gegenden das Zuckerrohr und den Wein in der Nachbarschaft des Zaïre, der einst von den Canarien und von Madeira hier eingeführt wurde, die Feigen, die Bananen, die »Mambrochas« oder Orangen, die Citronen, Granatäpfel, die »Cudes«, das sind Früchte in der Form von Tannenzapfen, die eine mehlig Substanz enthalten, die »Neubanzams«, eine Art bei den Negern sehr beliebter Nüßchen, und die Ananas, die ganz wild wachsen.

Und dann die ungeheuren Bäume, die  
Wurzelträger (Leuchterbäume), die  
Santelbäume, Cedern, Tamarinden, Palmen,  
die vielen Baobabs, von denen man eine  
vegetabilische Seife und ein von den  
Negern sehr begehrtes Fruchtmarm gewinnt.

Dazu die bunte Menge von Thieren, von  
Schweinen, Ebern, Zebras, Büffeln, Ziegen,  
Gazellen, Antilopenheerden, von  
Elephanten, Mardern, Zobeln, Schakalen,  
Unzen (das sind kleine Panther),  
Stachelschweinen, fliegenden  
Eichhörnchen, wilden Katzen, Tigerkatzen,  
ohne die unzähligen Arten von Affen,  
Schimpansen und kleinen »Löwenäffchen«  
mit langem Schwänze und bläulichem  
Gesicht, von Straußen, Pfauen,  
Krammetsvögeln, grauen und rothen  
Rebhühnern, eßbaren Heuschrecken,  
Bienen, endlich von Muskitos, »Canzos«,  
und von Schnaken und von Mücken mehr,  
als man sich wünschte. Ein erstaunliches  
Land, und aus welcher unerschöpflicher  
Quelle hätte Gildas Tregomain schöpfen

können, wäre es ihm vergönnt gewesen,  
hier Naturgeschichte zu studieren!

Man kann getrost behaupten, daß weder  
Meister Antifer noch der Banquier  
Zambuco hätte sagen können, ob Loango  
von Weißen oder von Schwarzen bevölkert  
sei. Ihre Augen blickten ganz anderswo hin.  
Sie suchten in der Ferne, mehr im Norden,  
eine unsichtbare Stelle, einen ganz einzigen  
Punkt der Erde, eine Art ungeheuern  
Diamanten mit verzauberndem Glanze, der  
Tausende von Karats wog und Millionen  
von Francs werth war. Ach, wie drängte es  
sie, den Fuß auf dieses Eiland Nummer  
zwei zu setzen, auf das endliche Ziel ihrer  
abenteuerlichen Reise!

Am 22. Mai war das Fahrzeug mit  
Sonnenaufgang zum Absegeln fertig. Die  
am Abend vorher eingetroffenen  
Elephanten waren mit der so großen Herren  
schuldigen Sorgfalt eingeschifft worden.  
Prächtige Thiere, die einem Circus Renz  
Ehre gemacht hätten. Natürlich waren sie

im Laderaume des breiten Schiffes untergebracht worden.

Vielleicht war es etwas unklug, ein Fahrzeug von nur hundertfünfzig Tonnen mit solchen Massen zu belasten, die sein Gleichgewicht in Gefahr bringen konnten. Juhel äußerte sich in diesem Sinne auch gegen den Frachtschiffer. Das Küstenschiff war jedoch ziemlich breit gebaut und hatte nur geringen Tiefgang, um auch über seichtes Wasser ans Land gehen zu können. Es trug zwei weit von einander abstehende Masten mit viereckigen Segeln, denn ein Fahrzeug dieser Art kommt nur bei Rückenwind gut vorwärts, und wenn es nicht schnell läuft, so ist es wenigstens so konstruiert, um angesichts der Küste sicher zu segeln.

Jetzt war überdies das Wetter sehr schön. In Loango, wie in ganz Guinea, beginnt die Regenzeit im September und endet bei aufspringenden Nordwestwinden etwa Mitte Mai. Wenn es dann bis zum September schön bleibt, so herrscht dafür



eine unerträgliche, durch den reichlichen Thau der Nacht kaum gemilderte Hitze. Seit ihrer Einschiffung schmolzen unsre Reisenden sozusagen zusammen. Ueber vierunddreißig Centigrade im Schatten! Nach manchen, freilich nicht recht glaubwürdigen Berichterstatlern, die mit dem seligen Münchhausen verwandt sein mochten, sollen die Hunde hier zu Lande immer gezwungen sein zu springen, um sich an dem glühenden Boden nicht die Pfoten zu verbrennen, auch fände man hier zuweilen Eber gleich gesotten in ihrer Bucht. Gildas Tregomain war nahe daran, solche Geschichtchen für baare Münze hinzunehmen ...

Gegen acht Uhr früh ging die »Portalegre« unter Segel. Passagiere, Menschen und Elephanten, waren vollzählig da, immer die bekannten Gruppierungen: Meister Antifer und Zambuco, mehr als je hypnotisiert von jenem Eiland Nummer zwei, bei dessen Signalisierung durch den Ausguck ihnen gewiß ein schwerer Stein vom Herzen fiel; Gildas Tregomain und Juhel, von denen der

eine die Meere Afrikas um des bretonischen Gewässers und des Hafens von Saint-Malo willen vergaß, und der andre nichts andres zu thun hatte, als sich durch Einathmung der Brise zu erfrischen, und Saouk und Barroso, die mit einander plauderten, was ja nicht auffallen konnte, da sie die gleiche Sprache sprachen und das Fahrzeug dem Meister Antifer nur in Folge ihres Zusammentreffens zur Verfügung gestellt worden war.

Die Mannschaft bestand aus einem halben Dutzend Kerlen von mehr oder weniger portugiesischem, doch jedenfalls abschreckendem Aussehen. Bemerkte das der in seine Gedanken versunkene Onkel auch nicht, so theilte doch der Neffe den Eindruck, den jene auf ihn machten, dem Frachtschiffer mit. Dieser meinte, bei einer solchen Hitze sei es gewagt, die Leute nach der äußern Erscheinung zu beurtheilen, und wenn sich's um ein afrikanisches Fahrzeug handle, dürfe man nicht so hohe Ansprüche machen.

Bei dem eben wehenden Winde mußte die Fahrt längs der Küste herrlich werden.

Portentosa Africa! würde Gildas Tregomain gerufen haben, wenn er das pompöse Epitheton gekannt hätte, mit dem einst die Römer diesen Erdtheil begrüßten. Wahrlich, wäre ihr Geist nicht ganz wo anders gewesen, so müßten Meister Antifer und seine Gefährten, als sie z. B. an der Factorei Chillu vorüberkamen, die Naturschönheiten dieser Küste rückhaltlos bewundert haben. Der Frachtschiffer allein sah sich um wie Einer, der Erinnerungen von seiner Reise mit nach Hause bringen will. Was hätte man sich aber auch Entzückenderes vorstellen können, als diese Reihe tiefgrüner Wälder auf den ersten Bodenwellen, da und dort überragt von prächtigen Berghöhen, den »Strauch«, um die weiter landeinwärts zarte Dunstschleier wogten. Von Meile zu Meile zeigt das Ufer Einschnitte, um einer Wasserader aus dichten Waldmassen, unter denen selbst die Tropensonne sie nicht auszutrocknen vermag, den Austritt zu gestatten. Das ganze Wasser derselben gelangt freilich

nicht bis zum Meere. Zahlreiche Vögel,  
Pfauen, Strauße, Pelikane und  
Taucherenten, die hier umherschwärmen,  
trinken manchen Tropfen davon weg.  
Daneben kommen ganze Heerden schlanker  
Antilopen heran und große Gesellschaften  
von »Empolangas« (Elenntiere vom Cap)  
löschen ihren Durst aus den Flüssen. Dort  
wälzen sich darin wieder ungeheure  
Dickhäuter herum, die gleich eine Tonne  
des klaren Wassers verschlucken können,  
plumpe Flußpferde, die von weitem  
röthlichen Schweinen ähneln und deren  
Fleisch von den Eingebornen, wie es  
scheint, nicht verachtet wird.

Gildas Tregomain bemerkte auch gegen  
Meister Antifer, neben dem er auf dem  
Verdeck stand:

»Gelt, alter Freund, solche  
Hyppopotamusfüße mit Erbsbrei ... könnte  
Dich das nicht locken?«

Pierre-Servan-Malo begnügte sich mit  
einem Achselzucken und warf dem

Frachtschiffer einen jener Blicke zu, die gar nichts sagen.

»Er versteht mich schon nicht mehr!«  
murmelte Gildas Tregomain, dessen  
Taschentuch ihm als Fächer diente.

Am Rande der Küste bemerkte man auch  
Affengesellschaften, die heulend und  
zähnefletschend von Baum zu Baum  
sprangen, wenn sich die »Portalegre« ihnen  
einmal mehr näherte.

Um die genannten Vögel und Thiere hätten  
sich unsre Reisenden bei einer  
Fußwanderung von Loango nach Ma-  
Yumba gewiß keine Sorge gemacht. Eine  
ernsthafte Gefahr aber bilden die Panther  
und Löwen, die da und dort durch das  
Dickicht trotteten – wunderbar  
geschmeidige Thiere, denen zu begegnen  
nicht rathsam ist. Gegen Abend drang das  
heisere Gebrüll, das verdächtige Bellen bei  
sonstiger auffallender Stille wie das Grollen  
fernen Sturmes bis zum Schiffe herüber.  
Die Elephanten im Raume wurden dadurch

unruhig und trampelten herum, daß der ganze Rippenbau der »Portalegre« erzitterte. Entschieden bildeten sie eine etwas beunruhigende Fracht für die Passagiere.

Vier Tage gingen in dieser Weise hin. Nichts unterbrach die Einförmigkeit der Ueberfahrt. Das Meer lag bei dem Prachtwetter so glatt da, daß selbst Ben Omar kein Unwohlsein verspürte. Kein Rollen, kein Stampfen und, obwohl in der Tiefe schwer belastet, folgte die »Portalegre« kaum den langen Hebungen und Senkungen des Wassers, die als leichte Brandung über das Ufer ausliefen.

Der Frachtschiffer hätte nimmer geglaubt, daß eine Fahrt auf dem Meere so friedlichstill verlaufen könnte.

»Das kommt einem ja vor, als wäre man auf der »Charmante Amélie« zwischen den Ufern der Rance, sagte er zu seinem jungen Freunde.

– Jawohl, erwiderte Juhel, doch mit dem Unterschiede, daß auf der »Amélie« kein Kapitän wie dieser Barroso und kein Passagier wie dieser Nazim war, dessen Intimität mit dem Portugiesen mir mehr und mehr verdächtig erscheint.

– Ach, was sollten sie denn besonders ausklügeln, mein Junge? antwortete Gildas Tregomain. Das wäre etwas spät, denn nun müssen wir doch bald am Ziele sein.«

Als am 27. Mai mit Sonnenaufgang das Cap Banda umschiff war, befand sich das Fahrzeug in der That nur noch zwanzig Meilen von Ma-Yumba. Das erfuhr Juhel durch Vermittelung Ben Omar's, der es selbst von Saouk hörte, welcher Barroso darum gefragt hatte.

Am Abend sollte man also in dem kleinen Hafen des Loangostaates eintreffen. Schon wick die Küste hinter der Matootispitze zurück und bildete eine breite Bai, in deren Hintergrunde die Ortschaft selbst sich versteckt. Wenn das Eiland Nummer zwei

existierte, wenn es die nach der letzten Angabe berechnete Stelle einnahm, so mußte man es in dieser Bai aussuchen.

Meister Antifer und Zambuco starrten schon unausgesetzt durch ihr Fernrohr, dessen Ocular sie immer und immer wieder abputzten.

Leider hatte sich der Wind fast ganz gelegt. Das Fahrzeug kam höchstens noch zwei Knoten in der Stunde vorwärts.

Gegen ein Uhr war die Matootispitze umschifft. Ein Freudenschrei an Bord! Die zukünftigen Schwäger hatten gleichzeitig eine Reihe Inselchen in der Bai entdeckt. Gewiß gehörte das von ihnen gesuchte zu diesen Eilanden. Doch welches war es? Das sollte morgen durch eine Sonnenbeobachtung festgestellt werden.

Fünf bis sechs Meilen östlich erschien Ma-Yumba auf seiner Sandspitze zwischen dem Meere und dem Sumpfe von Banya, mit seinen Factoreien und blendend weißen



Häusern zwischen den Bäumen. Am  
Strande glitten einige Fischerbarken gleich  
großen weißen Vögeln umher.

Doch welche Ruhe herrschte in dieser Bai!  
Ein Boot hätte nicht regungsloser auf einem  
See – was sagen wir? – auf einem Teiche  
oder einer Fläche Oel liegen können. Der  
Widerschein der fast senkrecht  
herabschießenden Sonnenstrahlen zitterte in  
der warmen Luft. Gildas Tregomain  
»rieselte« wie ein Springbrunnen in einem  
königlichen Park, wenn alle Künste spielen.

Die »Portalegre« kam, Dank einigen  
schwachen Windstößen aus Westen, näher  
heran. Die Eilande der Bai traten deutlicher  
hervor. Sechs oder sieben, schwammen sie  
gleich Blumenkörben auf dem Wasser.

Um sechs Uhr Abend befand sich das  
Fahrzeug ihnen gegenüber. Meister Antifer  
und Zambuco wichen nicht mehr vom  
Vordertheile. Saouk, der sich etwas vergaß,  
konnte seine Ungeduld nicht mehr  
bezingen und rechtfertigte durch sein

Verhalten Juhels Verdacht nur noch weiter.  
Die drei Männer verschlangen das erste  
dieser Eilande geradezu mit den Augen, als  
erwarteten sie, aus seiner Seite eine Garbe  
von Millionen wie aus einem goldnen  
Krater hervorbrechen zu sehen.

Hätten sie freilich gewußt, daß das Eiland,  
in dessen Eingeweiden Kamyk-Pascha  
seinen Schatz verborgen hatte, aus nacktem,  
baum- und strauchlosem Felsgestein  
bestand, so würden sie jedenfalls gerufen  
haben:

»Nein! ... Das hier ist es noch nicht!«

Seit 1831, d. h. im Laufe von einunddreißig  
Jahren, konnte die Natur genanntes Eiland  
freilich längst mit dichtem Grün bedeckt  
haben.

Friedlich, die Segel vom leisen  
Abendwinde kaum geschwellt, glitt das  
Fahrzeug neben ihm hin, um seine  
Nordspitze zu umschiffen. Schief die Brise

ganz ein, so sah man sich genöthigt, Anker zu werfen und den Tag abzuwarten.

Da ließ sich plötzlich neben dem Frachtschiffer, der auf der Regelung des Steuerbords lehnte, ein klagendes Seufzen vernehmen.

Gildas Tregomain drehte sich um.

Das Seufzen rührte von Ben Omar her.

Der Notar ist bleich, bläulich im Gesicht, seine Lippen zucken ... er ist seekrank.

Bei einem so ruhigen Wetter, so spiegelglattem Wasser?

Ja, und es ist fast kein Wunder zu nennen, daß das arme Männchen jämmerlich erkrankt ist.

Das Fahrzeug ist nämlich in unangenehmes und ganz unerklärliches Rollen gekommen, d. h. es schwankt von einer Langseite zu andern fühlbar auf und ab.

Die Mannschaft rennt nach vorn ... nach hinten. Der Kapitän Barroso läuft herzu.

»Was gibt es denn? fragt Juhel.

– Was ist denn los?« fragt Tregomain.

Handelt es sich um eine unterseeische Eruption, deren Stöße die »Portalegre« zum kentern zu bringen drohen? ...

Doch weder Meister Antifer, noch Zambuco oder Saouk scheinen überhaupt etwas zu bemerken.

»Ah ... die Elephanten!« ruft Juhel.

Richtig, die Elephanten waren's, die dieses Rollen erzeugten. Durch eine unerklärliche Laune sind sie darauf verfallen, sich abwechselnd auf die Vorder- und auf der Hinterbeine zu stellen. Dadurch bringen sie das Schiff in furchtbares Schwanken, das ihnen zu gefallen scheint, wie dem Eichhörnchen sein Rundlauf im Rollkäfig.

Doch welche Eichhörnchen, diese riesigen  
Dickhäuter!

Das Rollen wird immer stärker, die  
Regeling taucht ins Wasser, das Fahrzeug  
droht sich einmal über Back- und dann  
wieder über Steuerbord mit Wasser  
anzufüllen ...

Barroso stürzt mit einigen seiner Leute in  
den Laderaum. Sie versuchen die tollen  
Thiere zu beruhigen.

Vergebens. Den Rüssel schwingend, mit  
den Ohren klappend und mit dem Schweif  
wedelnd, schaukeln sich die Elephanten  
lustig weiter, die »Portalegre« rollt ... rollt  
... rollt und das Wasser rauscht im Schwall  
über Bord.

Jetzt dauerte es nicht lange: Binnen zehn  
Minuten hatte das Meer den Laderaum  
gefüllt und das Küstenschiff sank unter,  
während allmählich das Geschrei der  
unklugen Rüsselthiere verstummte.

## IX.

Worin Meister Antifer und Zambuco erklären, daß sie das ihnen als Zufluchtsstätte dienende Eiland vor gründlicher Durchsuchung desselben nicht verlassen werden.

»Endlich! ... Nun hab' ich doch einmal Schiffbruch gelitten!« konnte der Exkapitän der »Charmante Amélie« am andern Morgen rufen.

Seit dem Vorabend und nach dem Versinken ihres Fahrzeuges auf den dreißig bis vierzig Meter tiefen Grund der Bai von Ma-Yumba, diente das Eiland, auf das sie zugefahren waren, den Schiffbrüchigen von der »Portalegre« als Zufluchtsort. Niemand war bei der so unerwarteten Katastrophe ums Leben gekommen. Einander unterstützend, wobei Meister Antifer den Banquier Zambuco und Saouk Ben Omar über

Wasser hielt, hatten alle, eine kleine Strecke schwimmend, die Uferfelsen des Eilands glücklich erreicht. Nur die Elephanten waren in einem Elemente, wofür die Natur sie nicht geschaffen hat, kläglich umgekommen. Sie hatten sich ja eigentlich selbst ersäuft. Einen Küstenfahrer darf man nicht zur Wiege machen wollen.

Der erste Angstschrei, den Meister Antifer auf dem Eilande stehend ausstieß, war:

»Und unsre Instrumente ... Unsre Seekarten? ...«

Leider – und das war ein unersetzlicher Verlust – waren weder Sextant und Chronometer, noch Atlas und »Zeitablesungsbuch« gerettet worden. Das Unglück vollzog sich ja in wenigen Secunden. Zum Glück trugen der Banquier und der Notar einer- und der Frachtschiffer anderseits hinreichend Reisegeld im Gürtel, so daß die Schiffbrüchigen wenigstens nach dieser Seite nicht in Verlegenheit kamen.

Gildas Tregomain hatte übrigens keine Schwierigkeit gehabt, sich über Wasser zu halten, da das durch sein Volumen verdrängte Wassergewicht das seines Körpers übertraf, und einfach dem leichten Wellengange nachgebend, war er, wie ein verirrter Wal, auf gelblichem Sande gestrandet.

Sich zu trocknen, war hier ja leicht genug. Nachdem die Kleider eine halbe Stunde lang der Sonne ausgesetzt gewesen waren, konnte man sie rein »gedörrt« wieder anlegen.

Während der immerhin unangenehmen Nacht unter den Bäumen gab sich jeder seinen eignen Gedanken hin. Daß man sich in der Gegend befand, wo das im letzten Dokument genau bezeichnete Eiland lag, darüber konnte ja kein Zweifel aufkommen. Doch wie sollte man den mathematischen Punkt bestimmen, wo die Parallele  $3^{\circ} 17'$  und der Meridian  $7^{\circ} 23'$  östlich von Paris sich kreuzten, jetzt, wo Juhel, des Sextanten



und des Chronometers beraubt, kein  
Besteck zu machen vermochte?

Je nach Charakter und innerem Bestreben  
sagte sich nun jede dieser Persönlichkeiten:

Zambuco:

»Das heißt aber im Hafen stranden.«

Meister Antifer:

»Ich weiche keinen Schritt, eh' ich nicht  
alle Eilande der Ma-Yumbabai abgesucht  
habe, und sollt' es zehn Jahre meines  
Lebens kosten!«

Saouk:

»Der Streich war so gut ausgedacht, und  
nun scheitert er an diesem albernem  
Schiffbruche!«

Barroso:

»Und meine Elephanten, die nicht  
versichert waren!«

Ben Omar:

»Allah beschütze uns! Das ist aber eine Provision, die mir teuer genug zu stehen gekommen ist, wenn ich sie überhaupt noch einstreiche!«

Juhel:

»Und jetzt soll mich nichts mehr abhalten, nach Europa zu meiner geliebten Enogate zurückzukehren!«

Gildas Tregomain:

»Nie darf man sich auf so eine Schute mit einer Ladung lustiger Elephanten einschiffen!«

In der Nacht kam es wenig zum schlafen; nicht daß die Schiffbrüchigen an Kälte zu leiden gehabt hätten, sie sorgten sich aber darum, wie sie am nächsten Morgen die Bedürfnisse des Magens befriedigen könnten, wenn die Bäume hier nicht gerade Früchte tragende Cocospalmen waren, die

ihnen, mangels etwas besseren, einige Nahrung bieten konnten, bis sie nach Ma-Yumba selbst kamen. Doch wie konnten sie dahin gelangen, da diese Ortschaft noch über fünf Meilen von ihnen lag? – Nothsignale geben? ... Würden diese bemerkt werden? ... Fünf Meilen weit schwimmen? ... Sollte das einem aus der Mannschaft der »Portalegre« möglich sein? ... Nun, wenn erst der Tag graute, sollte Rath werden.

Nichts deutete darauf hin, daß das Eiland bewohnt wäre – natürlich von Menschen. An andern lärmenden, unbequemen, durch ihre Zahl vielleicht gar gefährlichen lebenden Wesen fehlte es dagegen nicht. Gildas Tregomain meinte, hier müßten sich sämtliche Affen der Erde ein Stelldichein gegeben haben. Man befand sich hier wirklich in der Hauptstadt des Königreiches Jockos ... in Jockolien?

Und obgleich die Luft still war und die Brandung kaum hörbar an's Ufer schlug, hätten unsre Schiffbrüchigen doch nicht

schlafen können, denn das Stillschweigen wurde plötzlich recht peinlich unterbrochen.

In den Bäumen entstand nämlich ein eigenthümliches Geräusch. Es klang wie Trommelwirbeln von kongolesischen Soldaten. In den Aesten und Zweigen hörte man ein Hin- und Herspringen unter heiserem Geschrei von erschreckten Wachposten. Bei der nächtlichen Finsterniß war freilich nichts zu sehen.

Als der Tag kam, wurde man sich über die Sache klar. Das Eiland diente einem Volke von Vierhändern, großen Schimpansen, als Aufenthalt, von deren Streichen der Franzose du Chaitbu, als er auf sie Jagd machte, so mancherlei berichtet.

Und obgleich sie ihm den Schlummer raubten, konnte Gildas Tregomain nicht umhin, diesen prächtigen Vertretern der Anthropoiden seine Bewunderung zu zollen. Es waren das nämlich jene Jockos Buffon's, die da fähig sind, manche sonst

nur der menschlichen Intelligenz vorbehaltenen Arbeiten auszuführen, und die auch fast menschliche Hände haben. Dabei sind sie groß und stark, zeigen sehr wenig ausgeprägten Prognatismus des Schädels und haben fast normal geschwungene Augenbrauen. Das trommelähnliche Geräusch erzeugen sie dadurch, daß sie die Brust aufblasen und diese kräftig reiben.

Warum diese Bande von Affen – es mochten ihrer fünfzig sein – sich dieses Eiland zur Wohnung erwählt hatte, wie sie vom Festland aus hierher kamen und hinreichende Nahrung fanden – das mögen andre erklären. Wie Juhel sehr bald erkannte, war das zwei Meilen lange und eine Meile breite Eiland übrigens mit verschiedenen Arten, den Tropen gemeinschaftlicher Bäume bedeckt. Ohne Zweifel lieferten diese Bäume eßbare Früchte, was den Unterhalt der Vierhänder sicherte. Früchte, Wurzeln und Gemüse aber, die die Affen verzehren, mußten Menschen ebenfalls essen können. Darüber wollten sich Juhel, der Frachtschiffer und

die Matrosen also zuerst Rechenschaft geben. Nach einem Schiffbruche, nach einer Nacht ohne Nahrung, ist es gestattet, Hunger zu haben und diesen, wenn möglich, zu befriedigen.

Der Boden hier erzeugte, freilich im wilden Zustande, eine Menge solcher Früchte und Gemüse.

Diese roh zu verzehren, ist nun nicht gerade ergötzlich, außer wenn man sich eines Affenmagens erfreut. Es ist aber nicht verboten, sie zu kochen, wenn man in der Lage ist, sich Feuer zu verschaffen.

Ist das nicht, wenn auch schwierig, so doch möglich, selbst ohne Streichhölzchen zur Hand zu haben? Zum Glück hatte Nazim jedoch seinen Vorrath an solchen in Loango erneuert und das Kupferetui, das sie enthielt, war im Innern nicht feucht geworden. Mit dem ersten Tagesscheine lohte unter den Bäumen denn auch ein lustiges Holzfeuer auf.

Die Schiffbrüchigen lagen rings um dasselbe. Meister Antifer und Zambuco grollten und murrten wie bisher. Der Zorn muß wohl nahrhaft sein, denn sie weigerten sich, an dem mehr als einfachen Frühstücke theilzunehmen, das aus einer Menge der kleinen Nüsse bestand, die bei den Bewohnern von Guinea sehr beliebt sind.

Die Schimpansen verzehren diese aber auch sehr gern, und sie sahen die Eindringlinge wahrscheinlich nicht mit freundlichem Auge an, diese Fremden, die ihre Vorräthe verminderten. Bald hatten sie, theils umherspringend, theils unbeweglich dasitzend, doch alle Grimassen schneidend, um Meister Antifer und seine Gefährten einen Kreis gebildet.

»Hier heißt's in Acht nehmen! bemerkte Juhel seinem Onkel. Diese Affen sind starke Burschen, uns an Zahl zehnfach überlegen, und wir sind ohne Waffen ...«

Der Malouin machte sich um die Affen freilich keine Sorgen.

»Hast Recht, mein Junge, sagte der Frachtschiffer. Das sind Herren, die mir die Gebote der Gastfreundschaft nicht zu kennen scheinen, und ihre Haltung ist ziemlich bedrohlich ...

– Hat es Gefahr für uns? fragte der ängstliche Ben Omar.

– Nun, ganz einfach die Gefahr, tüchtig durchgeprügelt werden,« antwortete Juhel ganz ernst.

Darauf hin wäre der Notar gern auf und davon gegangen ... das war aber leider unmöglich.

Barroso hatte inzwischen seine Leute zur Abwehr eines etwaigen Angriffes aufgestellt. Dann trat er zu einem, scharf beobachteten Zwiegespräch mit Saouk etwas zur Seite.

Was sie besprachen, kann man sich ja denken. Saouk verhehlte nur schlecht seinen Verdruß darüber, daß dieser



Schiffbruch den verabredeten Plan abermals zu zerstören drohe. So mußte ein anderer ausgeklügelt werden. Hier in dem Gewässer des Eilandes Nummer zwei mußte irgendwo der Schatz Kamylik-Paschas vergraben liegen. Was Saouk thun wollte, nachdem er sich des Franzosen und seiner Begleiter entledigt, das gedachte er mit Hilfe Barroso's und seiner Leute auszuführen. Obwohl der junge Kapitän keine Instrumente mehr zur Verfügung hatte, mußten die Angaben der letzten Notiz doch ausreichen, mit Aussicht auf Erfolg Nachsuchungen vorzunehmen, was Saouk nicht unterlassen wollte.

Alles das wurde zwischen den beiden, einander würdigen Schurken sorglich verabredet. Natürlich sollte Barroso für den Verlust seines Fahrzeugs und der Fracht desselben reichlich entschädigt werden.

Zunächst kam es darauf an, baldigst nach der Ortschaft Ma-Yumba zu gelangen. Vom Strande stießen eben einige Fischerboote ab, die deutlich zu sehen waren, da das

nächste bald nur in der Entfernung von drei Meilen von dem Eiland vorüberkam. Bei dem schwachen Winde konnte es die Stelle des Lagers vor drei bis vier Stunden freilich nicht erreichen, dann sollten ihm Signale gegeben werden. Voraussichtlich verging der Tag also nicht, ehe die Schiffbrüchigen der »Portalegre« in einer der Factoreien des Fleckens untergebracht waren, wo sie sich einer gastfreundlichen Aufnahme versehen konnten.

»Juhel! ... Juhel!«

Dieser Ausruf unterbrach plötzlich das Zwiegespräch Saouk's und des Portugiesen.

Er rührte von Meister Antifer her und ihm folgte als zweiter:

»Gildas! ... Gildas!«

Der junge Kapitän und der Frachtschiffer, die nahe dem Strande weilten, um das Fischerboot im Auge zu behalten, liefen zu Meister Antifer hin.

Der Banquier Zambuco stand schon bei ihm und Ben Omar näherte sich eben auf einen Wink des Malouins.

Saouk, der Barroso jetzt wieder zu seinen Leuten gehen ließ, schlich sich langsam heran, um hören zu können, was gesprochen wurde. Da man ja glaubte, daß er französisch nicht verstand, konnte seine Gegenwart niemand beunruhigen.

»Juhel, begann Meister Antifer, höre mich wohl an, denn jetzt ist die Stunde gekommen, einen Beschluß zu fassen.«

Er sprach mit abgebrochener Stimme, wie ein Mann, der im höchsten Grade erregt ist.

»Das letzte Document sagt, daß das Eiland Nummer zwei in der Ma-Yumbabai liege. Nun ... jetzt sind wir doch in dieser Bai, nicht wahr?

– Unzweifelhaft, lieber Onkel.

– Wir besitzen aber weder Sextant noch Chronometer mehr, weil der ungeschickte Tregomain, dem ich die Instrumente anvertraute, sie verloren hat.

– Aber ... bester Freund ... stammelte der Frachtschiffer.

– Ich wäre lieber ertrunken, als daß ich sie losgelassen hätte! unterbrach ihn herzlos Pierre-Servan-Malo.

– Ich auch! versicherte der Banquier.

– Wirklich ... Herr Zambuco? erwiderte Gildas Tregomain etwas verächtlich.

– Nun, mit einem Worte, sie sind eben weg, fuhr Meister Antifer fort, und ohne diese Hilfsmittel wird es Dir, Juhel, unmöglich sein, die Lage des Eilands genau zu bestimmen?

– Leider ganz unmöglich, lieber Onkel, und meiner Ansicht nach ist es am klügsten, wir fahren in einem jener Boote nach Ma-

Yumba, kehren zu Fuß nach Loango zurück  
und schiffen uns dort auf dem ersten  
Dampfer ein ...

Das? ... Nimmermehr!« platzte Meister  
Antifer dazwischen.

Und wie ein getreues Echo wiederholte der  
Banquier:

»Nimmermehr!«

Kopfschüttelnd wie ein Idiot sah Ben Omar  
einen nach dem andern an, während Saouk  
zuhörte, als ob er keine Silbe verstände.

»Ganz recht, Juhel; nach Ma-Yumba gehen  
wir, doch um dort zu bleiben und nicht nach  
Loango abzumarschieren. Wir bleiben da,  
so lange es erforderlich ist – verstehe mich  
recht – um die Eilande der Bai abzusuchen  
... alle ... alle hintereinander.

– Wie, liebster Onkel? ...

– Viele sind es ja nicht ... fünf oder sechs ...  
und wenn es Hunderte, wenn es Tausende

wären, ich durchsuchte sie doch alle!

– Doch, lieber Onkel, das wäre unvernünftig ...

– Höchst vernünftig ist es, Juhel! Eines davon enthält den Schatz ... Das Document giebt auch die Himmelsgegend der Spitze an, wo er von Kamyk-Pascha vergraben wurde ...

– Den der Kukuk holen möge! murmelte Gildas Tregomain.

– Mit gutem Willen und mit Geduld, fuhr Meister Antifer fort, werden wir die mit dem Doppel-  $\kappa$  bezeichnete Stelle schon finden ...

– Und wenn wir sie doch nicht finden? fragte Juhel

– Sag' so etwas nicht! rief Meister Antifer. Beim leibhaftigen Gotte, sage das nicht!«

In einem Anfalle unbeschreiblicher Wuth zerknackte er den Kiesel zwischen den

Zähnen. Nie war der Mann einem Schlaganfälle näher gewesen.

Juhel glaubte gegen einen solchen Starrsinn nicht ankämpfen zu dürfen. Die Nachsuchungen, die doch zu nichts führen würden, konnten ja höchstens vierzehn Tage beanspruchen. War dann Meister Antifer überzeugt, daß er hier nichts zu hoffen hatte, so mußte er wohl oder übel der Heimfahrt nach Europa zustimmen. Deshalb antwortete Juhel:

»Halten wir uns fertig, jenes Fischerboot zu besteigen, sobald es hier ans Land stößt.

– Nicht eher, als bis wir dieses Eiland abgesucht haben, antwortete Meister Antifer; denn ... nun ja ... warum könnte das nicht das richtige sein?«

Das war doch am Ende logisch gedacht. Warum sollte der Zufall nicht getroffen haben, was sie aus Mangel an Sextant und Chronometer nicht zu bestimmen vermochten? Wenn dazu auch wenig

Aussicht war, konnte die Glücksgöttin ihnen nach so viel Noth und Mühsal doch auch einmal lächeln wollen.

Juhel wagte keinen Einwand, und so war es das beste, jetzt keine Zeit zu verlieren. Das Eiland mußte durchsucht werden, ehe jenes Boot hier landete. War es erst nahe den Felsen, so konnte es den Leuten vom versunkenen Schiffe wohl einfallen, jenes gleich zu besteigen, um sich in Ma-Yumba durch Speise und Trank zu stärken. Ohne ihnen einen Grund dafür mitzutheilen, hätte man jene zu einer Verzögerung doch nicht bestimmen können. Und von dem Schatze Kamyk-Paschas durften sie doch auf keinen Fall etwas hören, sonst wäre das ganze Geheimniß preisgegeben gewesen.

Das ist ja richtig, und doch mußte es Barroso und dessen Leuten ja schon auffallen, wenn sich Meister Antifer und Zambuco, begleitet vom Juhel und Gildas Tregomain, von dem Notar und von Nazim aufmachten, das Lager zu verlassen.



Hierin lag eine ernste Schwierigkeit. Wenn der Schatz nun entdeckt wurde, wie würden sich jene Leute verhalten, wenn die drei Fässer mit dem Hundertmillionenwerthe ausgegraben wurden? Konnte das eine Rotte Abenteurer, die den Strick zum Henken kaum werth waren, nicht zu Gewaltthaten jeder Art verführen? Zweimal so zahlreich wie Meister Antifer und seine Begleiter hätten sie diese wohl bald überwältigt ... mißhandelt ... ermordet, und ihr Kapitän würde sie schwerlich zurückgehalten haben. Wahrscheinlich hätte er sie, in der Hoffnung auf den Löwenantheil von der Beute, eher dazu noch angefeuert.

Den Meister Antifer freilich zu bestimmen, nur mit größter Vorsicht zu Werke zu gehen, ihm begreiflich zu machen, daß es besser sei, einige Tage zu verlieren, erst mit der Mannschaft von der »Pontalegre« nach Ma-Yumba zu gehen, sich dort häuslich einzurichten und nachher, wenn man diese verdächtigen Gesellen los war, nach dem Eiland in besonders dazu gemiethetem

Boote zurückzukehren – das war kein so leichtes Ding. Juhels Onkel weigerte sich voraussichtlich doch, Vernunft anzunehmen ... ihn konnte nichts vermögen, das Eiland ohne eine Untersuchung desselben zu verlassen ... ihn hielt keine Ueberlegung zurück ...

Der gute Frachtschiffer wurde auch rücksichtslos davon gejagt, als er sich ähnliche Bemerkungen erlaubte, auf die sein unlenksamer Freund einfach mit dem Rufe: »Also vorwärts!« antwortete.

»Aber ich bitte Dich ...

– Ach was, bleib wo Du willst ... ich brauche Dich nicht ...

– Nur ein wenig Klugheit ...

– Komm, Juhel!«

Der junge Mann mußte gehorchen.

Meister Antifer und Zambuco hatten das Lager verlassen. Gildas Tregomain und

Juhel rüsteten sich, ihnen zu folgen. Die Schiffsmannschaft legte ihnen kein Hinderniß in den Weg. Auch Barroso schien sich nicht darum zu bekümmern, weshalb sie das Lager verließen.

Woher kam diese Zurückhaltung?

Daher, daß Saouk das ganze Gespräch verstanden und, da er die Nachsuchung weder verzögern noch verhindern wollte, es von ihm nur eines Wortes bedurft hatte, um den portugiesischen Kapitän zu verständigen.

Barroso war darauf zu seinen Leuten zurückgekehrt, denen er befahl, an Ort und Stelle die Ankunft der Fischerboote abzuwarten und sich vom Lager jedenfalls nicht zu entfernen.

Aus ein Zeichen Saouk's setzte sich dann auch Ben Omar in Gang, um sich Meister Antifer anzuschließen, der ja nicht darüber erstaunen konnte, auch seinen Schreiber Nazim bei ihm zu sehen.



## X.

Worin Meister Antifer und der Banquier  
Zambuco ungeheuer lange Nasen  
bekommen.

Nach der Höhe der Sonne über dem  
Horizonte zu urtheilen, war es um acht Uhr  
morgens – oder »ungefähr so weit«, womit  
man sich zufrieden geben mußte, da die  
Uhren der Schiffbrüchigen durch  
eingeströmtes Wasser stehen geblieben  
waren.

Wenn die Leute Barroso's den  
Schatzsuchern nicht nachfolgten, so war  
das doch mit den Vierhändlern anders.

Etwa ein Dutzend Schimpansen trennte sich  
von dem Haufen, offenbar in der Absicht,  
die Eindringlinge zu begleiten, die sich  
erlaubten, ihre Insel zu durchsuchen.

Die andern waren rund um das Lager zurückgeblieben.

Unterwegs warf der Frachtschiffer immer einen Seitenblick auf die wilde Leibwache, die ihm mit abscheulichen Grimassen, mit drohenden Bewegungen und mit heiserem Geschrei antwortete.

»Offenbar, so dachte er, können die Bestien mit einander sprechen. Ich bedaure nur, sie nicht zu verstehen. Es wäre doch lustig, in ihrer Sprache plaudern zu können!«

Wahrlich, das wäre eine gute Gelegenheit zu philologischen Beobachtungen gewesen, sich zu überzeugen, ob die Affen, wie es der Amerikaner Garner behauptet, Lautzeichen haben, die ihnen zur Bezeichnung gewisser Dinge dienen, wie *whouw* für »Futter«, *cheny* für »Getränk«, *ieyk* für »Vorsicht!« und ob in der Affensprache *a* und *o* fehlen, ob *i* selten ist, *e* und *é* wenig vorkommen und *u* und *ou* die Grundvocale sind. Der amerikanische Naturforscher Garner hatte die

Affensprache an Ort und Stelle studiert und es über sich gebracht, einige Monate in den Wäldern von Guinea ganz in der Art und Weise der Affen zu verleben.

Bekanntlich hatte das auf dem Eilande des Golfs von Oman gefundene Document für das in der Ma-Yumbabai die Stelle angegeben, wo das Doppel-K die Lage des Schatzes bezeichnete.

Auf dem ersten Eiland war das ein nach Süden gerichteter Landvorsprung gewesen; für das zweite dagegen sollte es eine nach Norden zu liegende Spitze sein, wo ein Felsen dasselbe Monogramm trüge.

Nach dem Schiffbruche waren unsre Reisenden nur nach dem Südende des Eilands gekommen. Sie mußten sich also nach Norden wenden und gegen zwei Meilen weit hinwandern.

Meister Antifer und Zambuco an der Spitze, Ben Omar mit Nazim in zweiter Linie und

Gildas Tregomain mit Juhel als Nachtrupp schlug die Gesellschaft diese Richtung ein.

Daß die beiden Erben vorauseilten, kann ja nicht auffallen. Raschen Schrittes gingen sie stumm dahin, hätten aber keinem gestattet, sie zu überholen.

Dann und wann warf der Notar einen ängstlichen Blick auf Saouk. Er bezweifelte nicht, daß dieser, in Uebereinstimmung mit dem portugiesischen Kapitän, einen schlechten Streich vorhabe. Noch ein anderer Gedanke wollte auch nicht von ihm weichen: Wenn der Schatz dem Malouin entging, würde es mit dem ihm zustehenden Procent wohl ebenso gehen. Ein- oder zweimal versuchte er, Saouk darüber auszuforschen, doch dieser, der düster und wild vor sich hinstarrte und sich von Juhel beobachtet wußte, gab ihm keine Antwort.

Das Mißtrauen Juhels nahm, wenn er Ben Omar und Nazim bei einander sah, in der That mehr und mehr zu. Auch in einem Bureau von Alexandria konnte es nicht



wohl vorkommen, daß der Schreiber befehligte und der Notar gehorchte, und so verhielt es sich doch zwischen diesen beiden Persönlichkeiten.

Der Frachtschiffer beschäftigte sich nur mit den Affen. Zuweilen antwortete sein gutmüthiges Gesicht auf ihre Grimassen, schloß sich sein Auge, rümpfte sich seine Nase und rundeten sich seine Lippen. Nanon und Enogate hätten ihn nicht wiedererkannt, als er diesen Vierhänderstudien oblag.

Enogate! ... Ach, das arme Kind! Gewiß dachte sie in diesem Augenblick an ihren Verlobten, weil sie seiner ja stets gedachte. Daß Juhel heute aber, nach erlittenem Schiffbruche, unter einem Gefolge von Schimpansen dahin spazierte, das wäre ihr doch nicht in den Sinn gekommen!

Unter dieser Breite und zu dieser Jahreszeit beschreibt die Sonne einen vollen Halbkreis von Osten nach Westen, wobei sie also durch den Zenith geht. Infolge dessen fallen

ihre Strahlen nicht schräg, sondern gerade  
herunter. Die heiße Zone trägt deshalb ihren  
Namen mit Recht, denn hier wird einem  
vom Morgen bis zum Abend tüchtig  
eingeheizt.

»Und den Possenreißern da oben scheint es  
gar nicht warm zu sein! sagte sich der  
Frachtschiffer, wenn er das Dutzend  
Vierhänder betrachtete, die an der Seite der  
Gruppe ihre Sprünge machten. Da  
bekommt man wirklich Lust, selbst so ein  
Affe zu sein!«

Um dieser Fluth von Sonnenschein zu  
entgehen, hätte es ja besser geschienen,  
unter dem Schatten der Bäume zu wandern.  
Das aus sehr tief unten verästelten  
Stämmen bestehende Waldesdickicht wäre  
aber gar nicht zu durchdringen gewesen.  
Ohne Vierhänder zu sein – wie Gildas  
Tregomain es sich wünschte – hätte sich,  
wer nicht von Zweig zu Zweig springen  
konnte, niemand einen Weg hier hindurch  
brechen können. Deshalb wanderte die  
kleine Gesellschaft am Ufer hin, umkreiste

dessen Buchten, ging den da und dort verstreuten Felsblöcken aus dem Wege und mühte sich auf dem Steingeröll ab, da der sandige Strand bereits wieder von der wachsenden Fluth bedeckt wurde. Der Weg zum Glücke ist ja immer schwierig. Sie schwitzten Blut und Wasser, doch wenn sie schließlich mit tausend Francs für jeden Schritt belohnt wurden, war das ja wohl für die gehabte Mühe genug.

Eine Stunde nach dem Aufbruche aus dem Lager war erst eine Meile – etwa die Hälfte des Weges – überwunden, von der nun erreichten Stelle aus konnte man aber die Nordspitzen des Eilands erkennen. Drei oder vier solche erstreckten sich ins Meer hinaus. Welche war die richtige? Ohne einen kaum denkbaren Zufall würde es die, die zuerst untersucht wurde, wahrscheinlich nicht sein, und welche Mühsal mußte das unter dem Brande der Mittagssonne kosten!

Der Frachtschiffer war am Ende seiner Kräfte.

»Laßt uns einen Augenblick ausruhen, bat er.

– Nicht eine Minute! versetzte Meister Antifer.

– Lieber Onkel, erklärte Juhel, Herr Tregomain zerschmilzt beinahe!

– So laß ihn schmelzen!

– Ich danke, alter Freund!«

Gildas Tregomain setzte sich, da er nicht zurückbleiben wollte, wieder in Bewegung. Am Ziele der Wanderung kam er aber sicherlich nur noch als Bach an, der durch die Uferfelsen rieselte.

Noch bedurfte es einer halben Stunde, um die Gegend der vier Spitzen zu erreichen. Die Schwierigkeiten des Weges dahin nahmen nur noch zu. Dichtes Stachelgras bedeckte den Boden, auf den keiner hinfallen konnte, ohne sich ernstlich zu verletzen. Wahrlich, Kamyk-Pascha hatte

eine so glückliche Hand gehabt beim Verbergen seiner Schätze, daß ihn die Könige von Bassora, von Bagdad und von Samarkand darum beneidet hätten.

An dieser Stelle hörte der Wald auf. Die Herren Schimpansen zeigten offenbar keine Lust, mit weiter zu gehen. Diese Thiere verlassen nicht gern den Schutz der Bäume, und der Anschlag der brodelnden Wellen hat kein Interesse für sie. Ein Wort im Sinne von »Poesie« hätte Garner schwerlich in ihrer lückenhaften Sprache entdeckt.

Als die Escorte am Waldessaume Halt machte, geschah das nicht ohne recht feindselige Drohungen gegen diese Fremdlinge, die ihre Untersuchung bis zum Ende des Eilandes auszudehnen im Begriff waren. Da erscholl ein wildes Geheul, und wüthend rieben sie sich die Brust. Einer davon hob Steine auf, die er mit kräftigem Arme schleuderte, und da die andern ihm nachahmten, liefen Meister Antifer und seine Genossen große Gefahr, gesteinigt zu

werden. Dazu wäre es gewiß auch gekommen, wenn sie, an Zahl und Kräften ihren Gegnern unterlegen, es sich hätten einfallen lassen, gleiches mit gleichem zu vergelten.

»Nicht wieder werfen ... halt! Haltet ein! rief Juhel, da er Gildas Tregomain und Saouk schon Steine sammeln sah.

– Und doch sollte ... begann der Frachtschiffer, dem durch einen Steinwurf eben der Hut vom Kopfe geworfen worden war.

– Nein, nein, Herr Tregomain! Schnell fort von hier, so sind wir in Sicherheit, da die Affen jedenfalls nicht nachkommen!«

Das war auch das klügste, und kaum fünfzig Schritte weiter waren alle außer Schußweite vom Feinde.

Es war jetzt etwa halb elf Uhr. Wie lange hatte der Marsch gedauert! Im Norden reichten die Ausläufer des Eilands

hundertfünfzig bis zweihundert Meter weit hinaus. Den längsten nach Nordwesten zu beschlossen Meister Antifer und Zambuco zuerst zu besichtigen.

Nichts Oederes als diese Wüstenei von Felsen, deren einige in den sandigen Erdboden eingesenkt, andre verstreut und bei schlechtem Wetter dem Anprall des Meeres ausgesetzt waren. Von Vegetation keine Spur, nicht einmal bescheidene Moose, die doch gern jeden feuchten Felsblock überdecken. Kein Gewirr von Tang, der in gemäßigten Zonen so massenhaft antreibt. Hier war also auch wegen des von Kamyk-Pascha vor einunddreißig Jahren eingemeißelten Monogrammes nicht zu fürchten, daß es nicht ganz unversehrt geblieben wäre.

Nun begannen unsre Schatzgräber dieselben Nachsuchungen, wie früher auf dem Eiland im Golfe von Oman. Es erscheint kaum glaublich, doch die beiden, von ihrer Habgier beherrschten Erben schienen weder von den Anstrengungen des

Marsches, noch von der Gluth der Sonne etwas zu empfinden. Auch Saouk nicht, der im Interesse seines Prinzipals – man hätte glauben können, in seinem eigenen? – eifrig ans Werk ging.

Der zwischen zwei Felsblöcken ausruhende Ben Omar sprach kein Wort. Würde der Schatz gefunden, so war es für ihn immer noch Zeit, sich wegen der Tantieme zu melden, auf die er als mit anwesender Testamentsvollstrecker Anspruch hatte. Und, bei Allah! er würde dann in Hinsicht auf die überstandenen Mühen und Gefahren der letzten langen drei Monate immer noch nicht überreichlich bezahlt sein.

Natürlich blieb Juhel auf Anordnung Pierre-Servan-Malos bei diesem und unterzog den Erdboden einer methodischen genauen Prüfung.

»Es ist kaum annehmbar, sagte er für sich, daß wir das Millionennest hier finden. Zuerst muß der Schatz auf diesem, und nicht auf einem andern Eilande vergraben



sein. Zweitens müßten wir in dem Felsengewirr hier den entdecken, der das Doppel-  $\kappa$  trägt. Und endlich, wenn das alles einträfe, wenn dann nicht alles eine Mystification durch den abscheulichen Pascha ist, wäre es nicht, wenn ich die Hand auf sein Monogramm legte, doch vielleicht das klügste, gar nichts davon zu sagen? Mein Onkel würde auf die bedauerliche Idee verzichten, mich mit einer Herzogin und meine liebe Enogate mit einem disponibeln Herzoge verheirathen zu wollen. Doch nein, mein Onkel müßte einem solchen Schlage unterliegen ... er würde den Verstand verlieren. Dann hätt' ich eine schlechte That auf dem Gewissen. Jetzt heißt's aushalten bis zum Ende!«

Während sich Juhel solchen Gedanken hingab, saß der Frachtschiffer mit schlaff herabhängenden Armen und Beinen und triefenden Wangen auf einem Steinblock, und fauchte wie eine Robbe, die aus dem Wasser aufs Trockne kam.

Die Untersuchungen gingen inzwischen erfolglos weiter. Meister Antifer, Zambuco, Juhel und Saouk besichtigten und betasteten die Steinwände, die ihrer Gestalt und Lage nach das kostbare Monogramm tragen konnten. Vergebens wurden zwei mühselige Stunden diesem Zwecke bis zum Ende der Spitze geopfert. Nichts ... nichts! Und in der That, wie hätte einer auf den Gedanken kommen können, eine Stelle zu wählen, die der Brandung und dem Wogenschlage so sehr ausgesetzt war? Nein, nach Absuchung der einen Spitze, mußte man diese an einer andern wieder aufnehmen. Gewiß, das sollte geschehen ... morgen ... und Meister Antifer fing seine Arbeit sicherlich auch auf einem andern Eiland wieder an, wenn sie auf diesem ohne Erfolg blieb. Er würde sein Vorhaben nicht aufgeben, nicht bei allen Heiligen seines Taufzeugnisses!

Da sich keine Spur vorgefunden hatte, ging die Truppe längs der Spitze zurück, faßte noch einmal jede Felswand jeden

Steinblock scharf ins Auge ... Nichts ...  
nichts!

Jetzt blieb nichts andres übrig, als  
zurückzukehren, sich auf einem der gewiß  
beim Lager gelandeten Boote einzuschiffen  
und einstweilen nach Ma-Yumba zu gehen,  
um dann die Operationen auf einem andern  
Eilande fortzusetzen.

Als alle am Anfang der Inselfpitze zurück  
waren, fanden sie den Notar und den  
Frachtschiffer noch am alten Platze.

Ohne ein Wort zu äußern, wendete sich  
Meister Antifer und Zambuco dem  
Waldesrande wieder zu, wo die  
Schimpansen nur warteten, um sich  
feindseligen Demonstrationen hinzugeben.

Juhel trat an Gildas Tregomain heran.

»Nun, wie steht's? fragte dieser.

– Keine Spur eines doppelten, nicht einmal  
eines einfachen  $\kappa$ !

– So ... muß es also ... wo anders versucht werden?

– Allerdings, Herr Tregomain. Doch jetzt stehen Sie auf und kommen Sie mit nach dem Lager ...

– Aufstehen? ... Ja wohl, wenn ich's nur könnte! Na, hilf mir einmal ein bisschen nach, mein Junge!«

Für Juhels kräftige Arme war es keine zu schwere Aufgabe, Gildas Tregomain wieder auf die Füße zu helfen.

Ben Omar befand sich bereits bei Saouk.

Meister Antifer und Zambuco wanderten zwanzig Schritte voraus. Von Geberden und Geschrei gingen die Vierhänder nun zu Tätlichkeiten über. Es regnete Steine, und man mußte sich doch in der Defensive verhalten.

Die verwünschten Affen schienen die Schatzgräber verhindern zu wollen, sich

Barroso und seinen Leuten im Lager wieder anzuschließen.

Plötzlich erscholl ein Aufschrei. Ben Omar hatte ihn ausgestoßen, als wenn er von einem Steine an der empfindlichsten Körperstelle getroffen worden wäre.

Nein, kein Schmerzens-, ein Freudenschrei war es, den er von sich gab.

Die andern blieben stehen. Mit weit offenem Munde und blinzelnden Augen zeigte der Notar mit Hand nach Gildas Tregomain.

»Da! ... Da! wiederholte er.

– Was soll das heißen? fragte Juhel. Sind Sie übergeschnappt, Herr Ben Omar?

– Nein ... da ... das К ... das doppelte К!« antwortete der Notar mit vor Erregung erstickter Stimme.

Auf diese Worte hin kamen Meister Antifer und Zambuco eiligst zurückgelaufen.

»Das κ ... das Doppel- κ? riefen sie.

– Ja.

– Wo?«

Sie suchten mit den Augen nach dem Felsen, auf dem, nach Ben Omar's Rufe, das Monogramm Kamyk-Paschas eingraviert sein sollte. Nichts ... sie sahen nichts!

»Wo denn ... Langohr! rief der Malouin aufbrausend.

– Da!« wiederholte der Notar noch einmal.

Seine Hand wies nach dem Frachtschiffer, der sich achselzuckend halb umwendete.

»Da seht ... auf seinem Rücken!« rief Ben Omar.

In der That ließ die Jacke Gildas Tregomain's deutlich den Abdruck eines Doppel- κ erkennen. Ohne Zweifel trug der Felsen, an den er sich angelehnt hatte, das

Monogramm, von dem der Rücken des würdigen Mannes den Abdruck bewahrte.

Meister Antifer springt in die Höhe, packt den Frachtschiffer beim Arme und zwingt ihn, nach seinem Ruheplätzchen zurückzukehren.

Binnen einer Minute stehen alle vor einem Felsblock, an dem das so eifrig gesuchte Monogramm deutlich zu lesen ist.

Gildas Tregomain hatte sich nicht nur an den mit dem Doppel- κ gezeichneten Stein gelehnt, sondern auch genau an der Stelle des Schatzes ausgestreckt gehabt.

Keiner sprach ein Wort. Alle gingen ans Werk. Ohne Werkzeuge mußte die Arbeit recht schwierig werden. Sollten einfache Messer hinreichen, den Steinboden auszuhöhlen? Gewiß, und wenn man sich dabei auch die Nägel zerbrach und die Finger abnutzte! ...

Glücklicher Weise ließen sich die von der Zeit benagten Steine im Boden ziemlich leicht beseitigen. Eine Stunde Arbeit, und die drei Fässer mußten bloßgelegt sein! Dann waren diese nur noch nach dem Lager und nach Ma-Yumba zu schaffen. Freilich, der Transport mochte schwierig werden und ohne Verdacht zu erregen kaum ausführbar sein.

Doch, wer dachte jetzt an so etwas? Erst der Schatz, der Schatz, gehoben aus dem Grabe, worin er seit einunddreißig Jahren verborgen lag ... das übrige würde sich später schon finden.

Meister Antifer arbeitete sich die Hände blutig. Er hätte es keinem andern vergönnt, die Eisenreifen der kostbaren Fässer zuerst zu fühlen ... zu betasten.

»Endlich!« jubelte er auf, als sein Messer an einem metallenen Gegenstand abbrach ...

Doch welch' ein Aufschrei gleich danach? ... Allmächtiger Gott! ... Das ist nicht die



Freude, das ist die Verblüffung, die  
Enttäuschung, was von seinem  
erbleichenden Gesichte zu lesen ist ...

Statt der in Kamyk-Paschas Testamente  
erwähnten Fässer, fand sich auch hier ein  
eisernes Kästchen vor – ein Kästchen ganz  
gleich dem, das auf dem Eiland Nummer  
eins gefunden worden war, und das auch  
das nämliche Monogramm zeigte.

»Noch einmal!« konnte Juhel sich nicht  
enthalten zu rufen.

– Es war unbedingt nur eine  
Mystification!« murmelte Gildas  
Tregomain.

Der Kasten wurde aus der Grube gezogen  
und Meister Antifer öffnete ihn gewaltsam  
...

Da wurde ein Schriftstück, ein vom Alter  
vergilbtes Pergament sichtbar, auf dem  
einige Zeilen standen, die Meister Antifer  
laut vorlas:

»Länge des Eilands Nummer drei: fünfzehn Grad elf Minuten östlich von Paris. Nach Kenntnißnahme dieser Länge durch die beiden Collegatare Antifer und Zambuco, ist sie, im Beisein des Notars Ben Omar, dem Herrn Tyrcomel, Esqu., Edinburg, Schottland, zu überbringen und mitzutheilen. Der Genannte besitzt die Breite jenes dritten Eilands.«

Innerhalb der Gewässer der Ma-Yumbabai lag der Schatz also auch nicht vergraben! Man mußte ihn an einer andern Stelle der Erdkugel suchen und dazu diese neue Länge mit der im Besitz des genannten Tyrcomel in Edinburg befindlichen Breite combinieren! ... Jetzt waren es nicht mehr Zwei, sondern schon Drei, die sich in Kamylik-Paschas Hinterlassenschaft zu theilen hatten!

»Und warum sollte jenes dritte Eiland uns nicht nach zwanzig ... nach noch hundert andern verschlagen? rief Juhel ärgerlich ... Ich bitte Sie, lieber Onkel, könnten Sie so

halsstarrig, so ... beschränkt sein, auf der ganzen Erde umherzulaufen?

– Ohne zu berücksichtigen, setzte Gildas Tregomain dazu, daß die Legate, wenn sich Hunderte von Berechtigten fänden, es gar nicht mehr Werth wären, sich darum zu bemühen!«

Der Onkel betrachtet seinen Freund und seinen Neffen von unten bis oben, zermalmt den Kiesel zwischen den Kinnladen und kommandiert:

»Ruhe im Gliede! ... Die Sache ist noch nicht zu Ende!«

Er hebt das Schriftstück noch einmal in die Höhe und liest dessen letzte Zeilen mit folgendem Inhalt:

»Für ihre Mühe und zur Deckung der bisherigen Unkosten finden die Collegatare in diesem Kästchen zwei Diamanten, deren Werth weit unter dem der Steine steht, die sie später noch erhalten werden.«

Zambuco stürzte auf Meister Antifer zu und riß ihm das Kästchen aus den Händen.

»Diamanten!« rief er voller Habgier.

In der That lagen in dem Behälter zwei ungeschliffene Edelsteine, die – der Banquier verstand sich darauf – wenigstens ihre hunderttausend Francs Werth sein mochten.

»Noch immer die alte Geschichte, sagte er, nahm den einen Diamanten und überließ den andern seinem Miterben.

– Ein Tropfen ins Meer! knurrte dieser, während er seinen Diamanten in die Westen-, und das Schriftstück in die Rocktasche steckte.

– Ei, ei! ... stieß der Frachtschiffer hervor, die Sache wird ernsthafter, als ich dachte! ... Na, werden ja sehen ... werden ja sehen!«

Juhel begnügte sich mit einem Achselzucken. Saouk ... nun, der ballte die

Fäuste bei dem Gedanken, eine so gute  
Gelegenheit nicht gleich wieder zu finden.

Ben Omar endlich, der nicht den winzigsten  
Diamanten bekommen hatte, obgleich auch  
die letzte Mittheilung seine fernere  
Mitwirkung zur Bedingung machte, stand  
mit schlaffen Gesichtszügen,  
herabhängenden und halb geknickten Knien  
dabei, wie ein fast ausgeleerter Sack, der  
gleich vollends zusammensinken soll.

Saouk und er befanden sich zwar nicht in  
derselben Lage, wie: Erstens, als sie Saint-  
Malo verlassen hatten, ohne zu wissen, daß  
sie nach Mascat reisen sollten, zweitens, als  
sie Mascat verließen, ohne zu wissen, daß  
sie sich nach Loango begeben müßten. Von  
bedauerlicher Erregung übermannt, hatte  
Meister Antifer ein Geheimniß  
preisgegeben, das er hätte sorgsam  
bewahren sollen. Alle hatten ihn die neue  
Längenangabe: fünfzehn Grad elf Minuten  
östlich von Paris, verkündigen hören, alle  
kannten den Namen des Herrn Tyrcomel,

Esquire, wohnhaft in Edinburg, Schottland

...

Wenn auch nicht Ben Omar, so hatte doch Saouk diese Zahlen und diese Adresse seinem Gedächtniß sicherlich fest eingeprägt, um sie baldigst in sein Notizbuch einzuschreiben. Meister Antifer und der Banquier Zambuco achteten aber gewiß auch darauf, weder den Notar noch den schnurrbärtigen Schreiber aus den Augen zu verlieren, noch sich von ihnen in der zweiten Hauptstadt Großbritanniens den Rang ablaufen zu lassen.

Saouk mochte ja, bei der ihm mangelnden Kenntniß des Französischen, nichts verstanden haben, dagegen durfte als ausgemacht gelten, daß Ben Omar ihm jenes Geheimniß verrathen würde.

Juhel hatte indeß recht wohl bemerkt, wie Nazim ordentlich befriedigt aussah, als die Zahlen der Länge und der Name Tyrcomel den Lippen des Meister Antifer so unkluger Weise entschlüpfen.

Immerhin erschien es ihm als sinnlos, sich noch ein drittes Mal den posthumen Launen Kamylik-Paschas zu fügen. Jetzt galt es nur noch, nach Loango zurückzukehren und das erste Passagierschiff zu benutzen, um wieder nach der guten Stadt Saint-Malo zu gelangen.

Dahin zielte der weise und logische Vorschlag, den Juhel seinem Onkel machte.

»Nimmermehr! antwortete Meister Antifer. Der Pascha schickt uns nach Schottland, und wir gehen dahin, müßt' ich auch den Rest meines Lebens an weitere Nachforschungen setzen ...

– Meine Schwester Talisma liebt Sie zu innig, um nicht – wenns sein müßte – auch zehn Jahre lang zu warten! setzte der Banquier hinzu.

– Sapperment! dachte der Frachtschiffer, da steuert das Mägdlein aber stark auf die Sechzig zu!«

Alle Einwendungen blieben unnütz.  
Meister Antifer hatte seinen Entschluß  
gefaßt: er wollte dem Schatze nachjagen,  
damit punktum! – ob sich der Nachlaß des  
reichen Aegypters auch statt auf die Hälfte,  
nun auf ein Drittel davon vermindert hatte,  
wenn jenem Tyrcomel auch ein gleicher  
Antheil zukam ...

Gut, so würde sich Enogate begnügen,  
einen Grafen, und Juhel eine Gräfin zum  
Altare zu begleiten.



## XI.

Worin Meister Antifer und seine Genossen einer Predigt des Reverend Tyrcomel beiwohnen, die ihnen ganz und gar nicht gefällt.

»Ja, geliebte Brüder, ja, geliebte Schwestern, der Besitz von Reichthümern führt nothwendig zum Mißbrauch derselben! Er ist der hauptsächliche, um nicht zu sagen, der einzige Grund aller Nebel, die diese Erde belasten. Der Durst nach Gold muß die bedauerlichsten Seelenverirrungen zur Folge haben! Denkt Euch, in dem Herrn geliebte Zuhörer, eine Gesellschaft, in der es weder Reiche noch Arme gäbe. Wie viel Unglück und Sorge, Trauer und Kummer, wie viel Betrübniß, Enttäuschung, wie viel Jammer und Noth würde dem Geschlechte der Menschen erspart bleiben!«

Der zungenfertige Clergyman hatte sich zum Gipfel der Beredsamkeit emporgeschwungen, als er diesen Haufen von Synonymen, die noch immer kaum ausreichten, alles irdische Elend zu bezeichnen, so schnell aufstapelte. Er hätte noch manche andre auf diesem Redestrom loslassen können, den er von der Höhe der Kanzel über die Köpfe seiner Zuhörer niederrauschen ließ. So konnte man ihm fast dankbar sein, daß er sich eine weise Beschränkung auferlegte.

Es war am Abend des 25. Juni in der Tron Church, von der ein Theil zur Verbreiterung der High street abgebrochen worden war, wo der Reverend Tyrcomel, von der »Freien schottischen Kirche« vor einer durch seine schweren Perioden bedrückten Zuhörerschaft in diesem Tone predigte. Nach Anhörung desselben hätten seine Gläubigen sich eigentlich beeilen müssen, ihre Geldschränke auszuleeren und alle Werthsachen in den Golf des Forth zu werfen, der zwei Meilen von hier das Nordufer von Mid-Lothian benetzte, jene

berühmte Grafschaft, deren Hauptstadt zu sein, Edinburg, das Athen des Nordens, sich brüstete.

Bereits eine Stunde lang predigte Reverend Tyrcomel zur großen Erbauung der frommen Heerde des Kirchspiels über dieses Thema. Er schien ebenso wenig müde zu werden, zu sprechen, wie die Kirchenbesucher, ihm zuzuhören. Warum sollte eine Predigt denn überhaupt ein Ende finden? Die jetzige endete, wenigstens in dieser Minute, wirklich noch nicht, sondern der Vortragende fuhr darin fort wie folgt:

»Geliebte Brüder und Schwestern, der Evangelist hat gesagt: *Beati pauperes spiritu*, ein tiefsinniger Ausspruch, dessen Bedeutung Uebelwollende oder Unkundige mehrfach zu verdrehen gesucht haben. Nein, es handelt sich dabei nicht um die, die »arm *an* Geist«, die eigentliche Schwachköpfe sind, sondern um die, die sich »arm *im* Geiste« machen und die elenden Reichthümer, die Quelle so vieler Nebel in der neuzeitlichen Gesellschaft im

Herzen verachten. Das Evangelium empfiehlt uns auch, Glück und Vermögen gering zu schätzen, und wenn Ihr unglücklicher Weise mit Gütern dieser Welt überhäuft seid, wenn Ihr im Gelde erstickt, wenn das Gold Euch in breitem Strome zufließt, liebe Schwestern« ...

Hier folgte ein mächtiges Gleichniß, das unter die Umhänge der andächtigen Frauen in der Kirche einen kalten Schauer jagte.

»Wenn Diamanten und Edelsteine Euch am Halse, an den Armen und den Fingern sitzen wie ein krankhafter Ausschlag, wenn Ihr zu denen gehört, die man die Glücklichen der Erde zu nennen pflegt ..., ich, ich sage Euch, daß Ihr die Unglücklichen seid, und versichere Euch, daß Eure Krankheit mit den stärksten Mitteln, mit Eisen und Feuer bekämpft werden muß.«

Man empfand ein Zittern im Zuhörerkreise, als ob schon das Bistouri des Chirurgen in

den vom Redner bloßgelegten Wunden  
wühlte.

Etwas Originelles in der Behandlung, die er  
den armen, vom Meteorismus des  
Reichthums gequälten Leuten als  
bevorstehend ausmalte, war es, daß er ihnen  
befahl, sich ihrer Schätze materiell zu  
entledigen – mit andern Worten, sie zu  
vernichten. Er sagte nicht etwa: »Vertheilt  
Euer Vermögen unter die Armen! Enteignet  
Euch Eurer Habe zum Besten derer, die  
nichts besitzen! Nein, was er predigte, war  
die thatsächliche Vernichtung dieses  
Goldes, dieser Diamanten, dieser  
Besitztitel, dieser commerciellen und  
industriellen Actien, das war ihr  
vollständiges Verschwinden, und hätte man  
alles ins Feuer oder ins Meer werfen sollen.

Um die Unversöhnlichkeit seiner Lehren zu  
begreifen, muß man wissen, welcher  
religiösen Secte dieser jähzornige  
Tyrcornel, Esquire, angehörte.

Das in etwa tausend Kirchspiele zerfallende Schottland hat zur Verwaltung und Ausübung des nationalen Cultus Kirchenversammlungen, Synoden und eine Art Obergericht. Außer dieser recht ansehnlichen Zahl giebt es, da im Vereinigten Königreiche alle Religionen Duldung erfahren, noch etwa fünfzehnhundert Gotteshäuser für Dissidenten, Katholiken, Baptisten, Episcopalen, Methodisten u. s. w. Von diesen fünfzehnhundert Kirchen dient über die Hälfte der »Freien Kirche von Schottland« – »Free Church of Scotland« – die sich vor zwanzig Jahren von der presbyterianischen Kirche Großbritanniens offen trennte, nur weil sie diese nicht genug von calvinistischem Geiste durchtränkt, sagen wir, nicht puritanisch genug fand.

Reverend Tyrcomel predigte im Namen der fanatischsten dieser Secten, die jedes Kompromiß mit allen Sitten und Gebräuchen verwerfen. Er hielt sich für einen Sendboten Gottes, der ihm einen

seiner Donnerkeile anvertraut hatte, um die Reichen, oder wenigstens deren Reichthümer, zu zermalmen, und wie wir sahen, ließ er es an dem Versuche nicht fehlen.

Geistig war er eine Art Erleuchteter und gleich streng gegen sich selbst wie gegen andre. Körperlich erschien er als Fünzigjähriger, groß, hager, mit abgezehrt, glattem Gesicht, einer Flamme im Blicke, mit der Physiognomie eines Apostels und einer Stimme wie ein Dominicaner. Seine Umgebung erklärte ihn für vom Hauche des Höchsten inspiriert. Doch wenn sich die Beichtkinder des Eiferers nach seinen Predigten drängten und diesen andächtig lauschten, so verlautet doch nichts darüber, daß jener viele Proselyten gemacht hätte, und wenige oder wohl keiner hatte sich bisher entschlossen, durch Verzicht auf alle Güter dieser Erde seine Lehren in die Praxis zu übersetzen.

Reverend Tyrcomel verdoppelte noch seine Anstrengungen und häufte über den Köpfen

der Zuhörer mit Elektrizität geladene  
Wolken, aus denen die Blitze seiner  
Eloquenz niederzuckten.

Die Predigt ging im besten Flusse weiter:  
Tropen, Metaphern, Antonymien,  
Epiphoneme – alle durch eine blendende  
Einbildungskraft gesalzen – tummelten sich  
darauf mit unvergleichlicher Kühnheit.  
Doch wenn auch die Köpfe sich senkten,  
schienen die Taschen gar nicht geneigt,  
ihren Inhalt in die Gewässer des Forth zu  
ergießen.

Die das Schiff der Tron Church füllende  
Menge verlor keine Silbe dieses  
Besessenen, und wenn sie sich nicht beeilte,  
seinen Lehren Folge zu geben, so lag dies  
gewiß nicht daran, daß sie ihn nicht  
verstanden hätte. Hiervon sind jedoch fünf  
Zuhörer auszuschließen, die, der englischen  
Sprache nicht mächtig, nicht gewußt hätten,  
was der Clergyman sagte, wäre nicht ein  
Sechster im Stande gewesen, ihnen in  
gutem Französisch die schrecklichen  
Wahrheiten zu übersetzen, die in Form



einer evangelischen Sturmfluth von der Höhe der Kanzel herabrauschten.

Es ist wohl kaum nöthig zu sagen, daß diese sechs Individuen der Meister Antifer und der Banquier Zambuco, der Notar Ben Omar und Saouk, der Frachtschiffer Gildas Tregomain und der junge Kapitän Juhel waren.

Auf dem Eiland der Ma-Yumbabai hatten wir sie am 28. Mai verlassen, in Edinburg finden wir sie am 25. Juni wieder.

Was in der Zwischenzeit geschehen, war kurz folgendes:

Nach Auffindung des zweiten Documentes blieb nichts andres übrig, als die Affeninsel schleunigst zu räumen und sich der Schaluppe zu bedienen, die, durch die Signale der congolesischen Mannschaft unterrichtet, dem Lager gegenüber ans Land gegangen sein mußte. Meister Antifer und seine Begleiter kehrten also längs des Ufers zurück, aber immer verfolgt von der

Schimpansengesellschaft, die ihre feindliche Gesinnung durch Geheul, drohende Haltung und durch Steinwürfe zu erkennen gab.

Das Lager wurde trotzdem ohne Unfall erreicht. Zwei Worte Saouk's an Barroso unterrichteten diesen, daß der Plan gescheitert sei. Man konnte doch einen Schatz nicht Leuten entreißen, die ihn nicht mitbrachten.

Die im Hintergrunde eines kleinen Landeinschnitts vertäute Schaluppe konnte alle Schiffbrüchigen von der »Portalegre« aufnehmen, wenn's dabei auch etwas eng herging. Das hatte aber für eine Fahrt von sechs Meilen nicht viel zu bedeuten. Zwei Stunden später lag die Schaluppe an der Landzunge, worauf der Flecken Ma-Yumba sich ausdehnt. Ohne Unterschied der Nationalität fanden alle in einer französischen Factorei freundliche Aufnahme, und hier bemühte man sich, ihnen Transportmittel nach Loango zu verschaffen. Da sie sich einer nach der

Hauptstadt ziehenden Gesellschaft von Europäern anschließen konnten, hatten sie unterwegs weder von Raubthieren noch von Eingebornen etwas zu fürchten. Doch welch verzehrendes Klima, welch unerträgliche Hitze! Bei der Ankunft erklärte der Frachtschiffer, trotz aller Gegenversicherungen Juhels, daß er zum Skelett heruntergekommen sei. Der brave Mann übertrieb natürlich ein wenig.

Durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen – was der Frachtschiffer gar nicht mehr gewöhnt war – brauchte sich die kleine Gesellschaft in Loango nicht lange aufzuhalten. Ein spanischer Dampfer auf der Fahrt von San Paolo de Laonda nach Marseille lief hier schon nach zwei Tagen ein, um einen leichten Maschinendefect auszubessern. Mit dem aus dem Schiffbruche glücklich geretteten Gelde wurden auf diesem Plätze belegt. Kurz, am 15. Juni verließen Meister Antifer und seine Gefährten Westafrika, wo sie neben zwei Diamanten ein neues Document gefunden und eine neue Täuschung

erfahren hatten. Den Kapitän Barroso wollte Saouk später schadlos halten, wenn er die Hand erst auf die Millionen des Paschas gelegt hätte, und der Portugiese mußte sich wohl oder übel mit diesem Versprechen begnügen.

Juhel versuchte gar nicht, seinen Onkel von seinen Ideen abzubringen, obgleich er allen Grund hatte zu glauben, daß die ganze Sache auf eine ungeheure Mystification hinauslaufen werde. Die Ansicht des Frachtschiffers schlug indeß etwas um; die beiden in den Kästchen gefundenen Diamanten im Werthe von hunderttausend Francs gaben ihm doch zu denken.

»Da uns der Pascha, so sagte er für sich, diese beiden kostbaren Steine zum Geschenk gemacht hat, warum sollten sich die übrigen auf dem Eilande Nummer drei nicht vorfinden?«

Und wenn er sich in dieser Weise gegen Juhel, der dazu die Achseln zuckte, äußerte, so wiederholte er nur:

»Wir werden ja sehen – werden ja sehen!«

Das war auch die Meinung Pierre-Servan-Malos. Da der dritte Erbe, der Besitzer der Breite des dritten Eilandes, in Edinburg wohnte, so wollte er eben nach Edinburg gehen und wohl darauf achten, daß ihm weder Zambuco noch Ben Omar zuvorkamen, da ja auch sie die Länge fünfzehn Grad elf Secunden kannten, die jenem Herrn Tyrcomel, Esquire, überbracht werden sollte. Man wollte sich also nicht trennen und die Hauptstadt Schottland auf schnellstem Wege aufsuchen, wo genannter Tyrcomel den Besuch der ganzen Gesellschaft auf einmal bekommen sollte. Dieser Beschluß paßte Saouk freilich sehr wenig. Im Besitz des Geheimnisses, hätte er sich am liebsten allein an die im Document bezeichnete Persönlichkeit herangemacht, von dieser die Lage des neuen Eilands erfahren, sich dahin begeben und hätte er die Schätze Kamyk-Paschas selbst ausgegraben. Dazu hätte er aber auch allein abreisen müssen, ohne Verdacht zu erregen, und er fühlte doch, daß Juhel ihn

beobachtete. Die Fahrt nach Marseille hätte übrigens doch gemeinschaftlich erfolgen müssen. Da Meister Antifer nun Edinburg auf schnellstem Wege und in kürzester Zeit zu erreichen suchen wollte, indem er die Schienenwege Frankreichs und Englands benützte, konnte Saouk schwerlich darauf rechnen, ihm zuvorzukommen. War die Sache mit dem Herrn Tyrcomel einmal ins reine gebracht, so gelang der Streich, der in Mascat und Loango mißglückte, dafür vielleicht in Edinburg.

Die Ueberfahrt ging rasch von Statten, da der portugiesische Dampfer keinen Hafen anlief. Natürlich wurde Ben Omar – ein Mann, der seinen Gewohnheiten nicht so leicht entsagte – wieder auf's schlimmste seekrank und in Marseille im Zustand eines bewußtlosen Gepäckstückes ans Land befördert.

Juhel hatte einen langen Brief an Enogate geschrieben, worin er sie über alle Vorkommnisse in Loango unterrichtete. Er sagte ihr, zu welch' neuem Zuge die

Starrsinnigkeit ihres Oheims sie verführe,  
und wer wisse, ob die Schrullen des  
Paschas sie nicht überhaupt nur an der Nase  
herumführten. Dann fügte er hinzu, Meister  
Antifer sei seiner Meinung nach in einem  
Gemüthszustande, in dem er gleich dem  
ewigen Juden die ganze Welt durchirren  
könnte, und das werde nicht eher ein Ende  
finden, als bis er als Geisteskranker  
gefesselt werden müßte – das werde aber  
nicht ausbleiben, so sehr habe seine  
Erregtheit durch die letzte Enttäuschung  
zugenommen ...

Alles das war ja recht traurig. Ihre Hochzeit  
war damit auch auf's unbestimmte  
verschoben ... und ihr Glück ... ihre Liebe  
...

Juhel fand gerade noch Zeit, diesen  
traurigen Brief der Post zu überliefern.  
Dann sprang man in den Schnellzug von  
Marseille nach Paris, von hier in den  
Blitzzug von Paris nach Calais, ins Schiff  
zur Ueberfahrt nach England, dann in den  
Eilzug von Dover nach London und hierauf

in den Fliegenden Schottländer nach  
Edinburg – alle Sechs, als wären sie an eine  
Kette gebunden gewesen. So hatten sie sich  
am Abend des 25. Juni, gleich nachdem  
ihre Zimmer in Gibb's Royal Hotel belegt  
waren, zur Aufsuchung des Herrn Tyrcomel  
aufgemacht. Großes Erstaunen! Der Herr  
Tyrcomel war nichts anderes als ein  
Clergyman, so kam es, daß sie, nachdem sie  
sich in seiner Wohnung, 17 North Bridge-  
street, eingefunden, – die Adresse des  
allbekannten Mannes hatten sie leicht  
erhalten – sich nach der Tron Church  
begeben hatten, wo jener eben von der  
Höhe der Kanzel herabdonnerte.

Sie beabsichtigten, ihn gleich nach der  
Predigt anzusprechen, ihn nach Hause zu  
begleiten und von ihrem Anliegen, von ihm  
die letzte Angabe zu erbitten, zu  
unterrichten. Was, ein Mann, dem man eine  
ansehnliche Zahl von Millionen darbringt,  
hatte sich ja nicht zu beklagen, wenn er  
auch einmal zu ungewöhnlicher Zeit gestört  
wurde.



Immerhin hatte die Sache ihre eigenthümlichen Seiten.

Welche Beziehungen mochten wohl zwischen Kamyk-Pascha und dem schottischen Clergyman bestanden haben? Der Vater des Meister Antifer hatte dem Aegypter das Leben gerettet ... gut. Der Banquier Zambuco hatte ihm geholfen, seine Schätze zu retten ... auch gut. Das erklärte ja seine Dankbarkeit gegen die Beiden – doch ob der Reverend Tyrcomel dieselben Ansprüche auf seine Erkenntlichkeit besaß? ... Ohne Zweifel. In welcher unerklärlicher Weise hatte sich ein Geistlicher aber Kamyk-Pascha ebenso verpflichtet? Es mußte doch wohl der Fall sein, wenn dieser Clergyman der Inhaber der dritten Länge war, die man zur Auffindung des dritten Eilands brauchte ...

»Des guten Eilands ... dieses Mal!« sagte Meister Antifer immer wieder, so daß Gildas Tregomain seine Hoffnungen und ... vielleicht seine Illusionen zu theilen anfang.

Als unsre Schatzsucher auf der Kanzel aber einen Mann von höchstens fünfzig Jahren erblickten, mußten sie sich eine andre Erklärung zurechtlegen. Der Reverend Tyrcomel konnte in der That kaum fünfundzwanzig Jahre alt gewesen sein, als Kamyk-Pascha auf Befehl Mehemet Ali's in Kairo gefangen gesetzt wurde, und es schien doch schwerlich annehmbar, daß er diesem schon vor dieser Zeit irgend einen so wichtigen Dienst geleistet haben könnte. Sollte es ein Vater, ein Großvater, ein Onkel Tyrcomel's gewesen sein, gegen den der Aegypter Verpflichtungen hatte?

Doch darauf kam ja wenig an. Die Hauptsache blieb immer, daß der Clergyman im Besitz der kostbaren Breite war, wie das Document aus der Bai von Ma-Yumba angab, und der Tag sollte nicht vergehen, ehe darüber Klarheit gewonnen wäre.

Jetzt saßen sie also in der Tron-Curch, der Kanzel gegenüber. Meister Antifer, Zambuco und Saouk verschlangen den

leidenschaftlichen Prediger fast mit den Blicken, obgleich sie von seiner Rede nicht ein Sterbenswörtchen verstanden, und Juhel wieder konnte bei dem, was er hörte, gar nicht seinen Ohren trauen.

Die Predigt ging weiter. Immer dasselbe Thema mit der gleichen wüthenden Beredtsamkeit. Sie empfahl den Königen, ihre Civilliste ins Meer zu werfen, den Königinnen, ihre Brillanten aus ihrem Schmucke in Rauch aufgehen zu lassen, den Reichen, ihre Schätze zu vernichten. Man wird zugestehen, daß es unmöglich war, größere Dummheiten mit noch unversöhnlicherem Proselytismus auszusprechen.

Ganz verblüfft murmelte Juhel:

»Da giebts ja noch eine neue Schwierigkeit! Mein Onkel hat wirklich kein besonderes Glück! Wie, an einen solchen Eiferer verweist uns Kamylik-Pascha? ... Diesem besessenen Clergyman sollen wir das Mittel, unsern Schatz zu heben,

abverlangen? Einem Manne, der gewiß nichts eiligeres zu thun wüßte, als diesen sofort zu zerstören, wenn er ihm in die Hände fiel! ... Das ist freilich ein unerwartetes Hinderniß ... und auch ein unüberwindliches, das unserm ganzen Zuge ein Ende setzen dürfte. Hier werden wir jedenfalls nur eine unbedingte Weigerung erfahren, eine Weigerung, die dem Reverend Tyrcomel eine ungeheure Popularität sichert! Das giebt meinem Onkel den Rest, dem vermag sein Verstand nicht mehr zu widerstehen ... Zambuco und er, vielleicht auch Nazim, werden gewiß versuchen, dem Reverend sein Geheimniß zu entreißen. Sie sind im Stande, ihm die Tortur angedeihen zu lassen. Nun, wir werden ja sehen; ich für meinen Theil halte mich beiseite. Ja, ich möchte, der Mann behielte sein Geheimniß. Ich weiß nicht, wie er behauptet, daß Millionen auch kein Glück sichern, ich weiß aber, daß das Nachlaufen nach denen des Aegypters mein Glück auf jeden Fall verzögert. Da nun Tyrcomel niemals zustimmen wird, seine Breite mit der Länge zu kreuzen, die wir

uns mit so viel Mühe beschafft haben, so werden wir ruhig nach Frankreich zurückkehren können und ...

»Wo Gott befiehlt, muß man gehorchen, sagte der Prediger in diesem Augenblicke.

– Das ist meine Ansicht auch, dachte Juhel, mein Onkel muß sich eben fügen.«

Die Predigt wollte kein Ende nehmen, und es ließ sich nicht absehen, ob sie nicht etwa in alle Ewigkeit dauerte. Meister Antifer und der Banquier Zambuco ließen unzweifelhafte Zeichen der Ungeduld wahrnehmen. Saouk kaute an seinem Schnurrbarte.

Der Notar bekümmerte sich, wenn er nur nicht auf dem Deck eines Schiffes war, um gar nichts. Mit offenem Munde und gespitzten Ohren dasitzend, bemühte sich Gildas Tregomain, dann und wann ein Wort aufzufangen und es sich zu übersetzen. Gelegentlich aber richteten alle den Blick

auf den jungen Kapitän, als ob sie fragen wollten:

»Was kann dieser Teufel von Mann doch nur in seinem Eifer alles sagen?«

Und wenn man schon glaubte, daß es zu Ende sei, da quoll der Redestrom von neuem hervor.

»Was, zum Kuckuck, wovon spricht er denn nur, Juhel? rief Meister Antifer mit einer Stimme, die die ganze Aufmerksamkeit aller Anwesenden erregte.

– Das werde ich Ihnen nachher sagen, lieber Onkel.

– Wenn er etwas von den Neuigkeiten ahnte, die ich ihm bringe, so könnte er seine Kanzel nur bald verlassen, um meinen Besuch zu empfangen.

– He! He!« rief Juhel in so eigenthümlichem Tone, daß sich die Stirn

des Meister Antifer in verderbendrohender Weise runzelte.

Doch in der Welt findet ja alles sein Ende, selbst die Predigt eines Clergyman der »Freien Kirche von Schottland«. Man empfand, wie der Reverend Tyrcomel zum Schlusse seines Wortschwalls gelangte. Er keuchte nur noch, seine Bewegungen wurden mehr ungeordnet, seine Metaphern kühner, seine Beschwörungen bedrohlicher. Es folgte noch ein letzter Keulenschlag auf die Inhaber von irdischen Gütern, die Besitzer des elenden Metalls, mit dem Befehl, sie in den Hochofen dieser Welt zu werfen, wenn sie selbst dem der andern Welt entgehen wollten. Und zuletzt machte er eine letzte oratorische Anstrengung, worin er auf den Namen der Kirche anspielte, die von seinen donnernden Perioden widerhallte:

»Und da an dieser Stelle früher eine öffentliche Wage stand, rief er, an die man die Ohren ungetreuer Advocaten und andrer Uebelthäter nagelte, so werdet Ihr auch auf

der Wage des Jüngsten Gerichts ohne Gnade gewogen werden, und unter der Last Eures Goldes wird sich die Schale hinabsenken bis zur Hölle!«

Mit einem ergreifenderen Bilde konnte einer gar nicht schließen.

Der Reverend Tyrcomel machte zum Abschied eine Bewegung, die in einer katholischen Kirche als Segensspruch aufgefaßt worden wäre. Dann verschwand er plötzlich.

Meister Antifer, Zambuco und Saouk wollten ihn an der Kirchenthür erwarten, ihn im Fluge haschen, ihn gleich *hic et nunc* interviewen. Bis zum nächsten Morgen konnten sie gar nicht warten, konnten ihre Frage nicht um sieben bis acht Stunden aufschieben. Wie hätten sie denn diese Nacht vor Aufregung hinbringen sollen! Nein, sie stürmten also nach der Mittelpforte und rannten an die Gläubigen, die sich eine solche, noch nie dagewesene Rohheit verbat.



Gildas Tregomain, Juhel und der Notar folgten ihnen, doch in anständiger Weise. Leider sollten sich alle vergeblich bemüht haben. Um sich jeder ihm zugedachten Ovation zu entziehen – übrigens der einzigen Folge, die seine Predigt haben sollte – hatte Reverend Tyrcomel die Kirche durch eine Seitenthür verlassen.

Vergeblich erwarteten ihn Pierre-Servan-Malo und seine Gefährten auf den Stufen des Säulenvorbaues, suchten nach ihm in der Menge der Andächtigen, fragten den Einen und den Andern ... der Clergyman hatte auf seinem Wege durch die Menge nicht mehr Spuren hinterlassen wie der Fisch im Wasser oder der Vogel in der Luft.

Da starrten sich alle wüthend an, so als habe ihnen ein Uebelthäter eine gewisse Beute entrissen.

»Nun also, nach 17. North-Bridge-street! rief Meister Antifer.

– Aber, lieber Onkel ...

- Und ehe er sich niederlegt, setzte der Banquier hinzu, entreißen wir ihm noch ...
- Aber, Herr Zambuco ...
- Keine Einrede, Juhel!
- Doch ... nur eine Bemerkung, lieber Onkel.
- Und die beträfe? fragte Meister Antifer, den schon der Zorn übermannte.
- Das, worüber jener Tyrcomel eben predigte ...
- Hat das etwas mit uns zu thun?
- Sehr viel, bester Onkel.
- Du treibst wohl Deinen Spott mit uns, Juhel?
- Nein, mir ist's völlig ernst, und für Sie ist es geradezu ein Unglück!
- Für mich?

– Ja. Hören Sie nur!«

Juhel schilderte nun in wenigen Worten die Anschauungen des Reverend Tyrcomel, welches Thema er in seinen endlosen Reden behandelt hätte, und wie seiner Ansicht nach alle Millionen in die Tiefe des Oceans versenkt werden sollten.

Der Banquier schien verstimmt – Saouk ebenfalls, obwohl er sich stellte, als ob er nichts verstände. Gildas Tregomain machte ein enttäushtes Gesicht. Offenbar fiel allen aus großer Höhe ein Dachziegel auf den Kopf!

Meister Antifer antwortete seinem Neffen doch keineswegs so, als ob er betroffen wäre, sondern sagte ironisch:

»Schwachkopf! ... Schwachkopf! ... Schwachkopf! ... Solche Sachen predigt man doch nur, wenn man keinen Sou in der Tasche hat! Laß nur die dreißig Millionen vorfahren, die ihm zukommen sollen, und Du wirst sehen, daß Dein Tyrcomel sofort

bereit sein wird, sie uns aus dem Wasser zu angeln!«

Diese Antwort zeigt unbedingt eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Jedenfalls verzichtete man aber für heute Abend darauf, den Reverend in seiner Wohnung in der North-Bridge-street aufzusuchen, und unsere kleine Gesellschaft begab sich nach Gibb's Royal-Hotel zurück.

## XII.

Worin man sieht, daß es nicht leicht ist, einen Clergyman zu bewegen, daß er das sagt, was er zu verschweigen beschlossen hat.

Das Haus des Reverend Tyrcomel lag im Quartier der Canonstraße der Alten Stadt, der »Alten Eingerauchten«, wie sie in Schriftstücken aus früherer Zeit genannt wird. Es grenzte an das Haus John Knox', dessen Fenster sich in der Mitte des 17. Jahrhunderts so oft öffneten, um den berühmten schottischen Reformator eine Rede an die Volksmenge halten zu lassen. Diese Nähe oder diese Nachbarschaft konnte dem Reverend Tyrcomel nur gefallen. Auch er strebte danach, Reformen selbst durchzusetzen, wenn er diese auch nicht von seinem Fenster aus predigte.

Das Fenster des Zimmers, das er in diesem Hause bewohnte, lag übrigens gar nicht nach der Straße zu, sondern nach dem nördlichen »Hohlwege« hinaus, einem Platze, der jetzt einen von der Eisenbahn durchschnittenen öffentlichen Garten bildet. Befand sich das Fenster an der einen Seite im dritten Stockwerk, so lag es nach der des »Hohlweges« im achten, so bedeutend war der Höhenunterschied auf eine ganz kurze Strecke.

Im Ganzen ein düstres, unbequemes Haus, gehörte es zu denen, die sich in den unsaubern und ungesunden, »Closes« genannten Gäßchen der Gegend zusammendrängen. Viele solche münden auf die historische Canongate aus, die unter verschiedenen Bezeichnungen vom Schlosse Holyrood bis zum Schlosse Edinburg heranreicht, letzteres eins der vier Festungswerke Schottlands, die nach dem Unionsvertrage stets in vollem Vertheidigungszustande gehalten werden müssen.

Vor der Thür des genannten Hauses standen  
nun am Morgen des 26. Juni Meister  
Antifer und der Banquier Zambuco in  
Begleitung Juhels, als es an der nahen  
Kirche gerade acht Uhr schlug. Ben Omar  
war, da man ihn bei diesem ersten  
Zusammentreffen nicht brauchte, gar nicht  
zum Mitgehen aufgefordert worden. So  
befand sich also, zu seinem Verdrusse, auch  
Saouk nicht mit hier, und wenn der  
Clergyman sein Geheimniß der Breite  
offenbarte, konnte er davon nicht Kenntniß  
nehmen, was ihm wiederum die  
Möglichkeit raubte, dem Malouin in der  
Aufsuchung des dritten Eilands  
zuvorzukommen.

Der Frachtschiffer war in Gibb's Royal-  
Hotel zurückgeblieben und unterhielt sich  
in Erwartung der Rückkehr der übrigen mit  
Betrachtung der Wunder der Princes-street  
und der Schönheiten des Denkmals Walter  
Scott's. Juhel hatte es nicht abschlagen  
können, seinen Onkel zu begleiten, weil er  
vielleicht als Dolmetscher dienen mußte.  
Auch ihm lag ja sehr viel daran, zu

erfahren, wo das neue Eiland zu suchen sei,  
und ob die Launen Kamylyk-Paschas sie  
vielleicht gar noch bis zur Neuen Welt  
hinaustrieben.

Da Saouk sich also ausgeschlossen sah,  
gerieth er natürlich in die gewohnte Wuth,  
die er wieder wie gewöhnlich an Ben Omar  
ausließ, den er mit Schimpfworten und  
Beschuldigungen geradezu überschüttete.

»Ja, Dein Fehler ist es, rief Saouk, im  
Zimmer alles durcheinanderwerfend, und  
ich habe große Lust, Dich dafür mit dem  
Rohrstocke zu bezahlen!

– Excellenz, ich habe gethan, was mir  
möglich war ...

– Nein, das hast Du nicht gethan! Du  
mußtest Dich an den elenden Matrosen  
anklammern, ihm erklären, daß Deine  
Anwesenheit nothwendig sei, dann wärest  
Du wenigstens dabei gewesen und hättest  
erfahren und mir überbracht, was das neue  
Eiland angeht, dann wär's mir vielleicht



möglich gewesen, den andern  
zuvorzukommen! Daß Mahomet Dich  
erwürge! Meinen Plan einmal in Maskat,  
dann in Ma-Yumba und hier wohl zum  
dritten Male scheitern zu sehen! Und das  
nur, weil Du auf der Stelle festgenagelt  
bleibst, wie ein altes Ibisbild aus Stein!

– Ich bitte Sie, Excellenz ...

– Und ich, ich schwöre Dir, wenn ich nicht  
zum Ziel komme, bezahlst Du mir mit  
Deiner Haut dafür!«

In dieser Weise ging es weiter und der  
Auftritt wurde so laut, daß es auch der  
Frachtschiffer hörte. Er ging bis zur Thür  
des betreffenden Zimmers, und es war ein  
Glück für Saouk, daß er sich der  
ägyptischen Sprache bediente. Hätte er auf  
Ben Omar französisch losgewettert, so  
erhielt Gildas Tregomain ja Kenntniß von  
seinem abscheulichen Vorhaben und es  
wäre an den Tag gekommen, wer unter dem  
angeblichen Schreiber eigentlich verborgen

war. Natürlich wäre er dann behandelt worden, wie es der Schurke verdiente.

Wenn der Frachtschiffer also auch nicht alles durchschaute, so erstaunte er doch nicht wenig über die Art und Weise, wie der Schreiber den Notar behandelte, und das schien ihm den Verdacht des jungen Kapitäns in hohem Maße zu rechtfertigen.

Ins Haus des Clergyman eingetreten, erstiegen Meister Antifer, Zambuco und Juhel die hölzerne Treppe, wobei sie sich an einem längs der Treppe verlaufenden Seile anhielten. Der Frachtschiffer hätte, obwohl er einen Theil seiner Wohlbeleibtheit eingebüßt hatte, diesen schmalen und halbfinstern Weg niemals emporsteigen können.

Die Fremden gelangten nach dem Vorsaale des dritten Stockwerks, des letzten an dieser Seite des Gebäudes. Hier fanden sie eine Bogenthür mit dem Namen: Reverend Tyrcomel.

Meister Antifer athmete tief auf und klopfte dann kräftig an.

Die Antwort ließ auf sich warten. Sollte der Clergyman nicht zu Hause sein? Wie durfte er das wagen, jetzt, wo ihm Millionen ins Haus fliegen sollten?

Zweites Klopfen – noch etwas stärker.

Jetzt entstand im Zimmer ein schwaches Geräusch und wenn nicht die Thür, so öffnete sich doch ein kleines Schiebfensterchen unter dem Namen des Reverend Tyrcomel.

Durch diese Oeffnung erschien ein Kopf, der des Clergymans, den man unter dem hohen Hute, welcher diesen bedeckte, leicht erkannte.

»Was wünschen Sie? fragte Tyrcomel, wobei der Ton seiner Stimme erkennen ließ, daß er sich nicht gern gestört sah.

– Wir möchten einige Worte mit Ihnen sprechen, antwortete Juhel rasch.

– Und worüber?

– Es handelt sich um ein wichtiges Geschäft ...

– Ich habe keine Geschäfte ... weder wichtige, noch andere.

– Sapperment, wird er denn aufmachen, dieser Reverend!« rief Meister Antifer, der sich über die vielen Umstände ärgerte.

Sofort antwortete ihm der Clergyman in seiner eigenen Sprache, die er wie seine Muttersprache beherrschte:

»Sie sind Franzosen?

– Ja, mein Herr,« antwortete Juhel.

Und in der Meinung, daß es ihre Einführung bei dem Geistlichen nur erleichtern könne, setzte er hinzu:

»Franzosen, die gestern Abend Ihrer Predigt in der Tron Church beiwohnten ...

– Und die sich entschlossen haben, meine Lehren anzunehmen? fiel der Clergyman lebhaft ein.

– Vielleicht, Herr Reverend ...

– Ich dachte gar, knurrte Meister Antifer, er wird sich im Gegentheil zu den unsrigen bekennen lernen.«

Die Thür ging auf und die vermuthlichen Neubekehrten standen dem Reverend Tyrcomel gegenüber.

Ein einziges Zimmer, das sein Licht von dem nach dem »Hohlwege« hinaus liegenden Fenster erhielt, in einer Ecke ein eisernes Bettgestell mit einer Strohmratze und einer Decke, in einer andern ein Tisch mit wenigen Toilettegegenständen. Als Sitz ein Schemel. Als Möbel ein geschlossener Schrank, der jedenfalls Kleidungsstücke enthielt. Auf einem Bücherbrett mehrere

Bücher, darunter die Bibel in einem vom vielen Gebrauch abgenutzten Einband, und verschiedene Schreibgeräte. Vorhänge am Fenster fehlten. Auf dem Nachttische eine Lampe mit tief herabreichendem Lichtschirm. Alles zusammen bildete also gleichzeitig Schlaf- und Arbeitszimmer mit der nothdürftigsten Ausstattung. Seine Mahlzeiten nahm der Clergyman in einem benachbarten Restaurant ein, und das war gewiß auch nicht das modernste und eleganteste Local dieser Art.

Der Reverend Tyrcomel in langem schwarzen Rocke, aus dem nur oben die weiße Cravatte hervorschimmerte, nahm beim Eintritt der Fremden den Hut ab, und wenn er sie nicht zum Niedersitzen einlud, geschah das, weil er ihnen eben keinen Stuhl anzubieten vermochte.

Wahrlich, wenn Millionen jemals gelegen kamen, so war es in dieser Klosterzelle, wo einer kaum dreißig Schillinge gefunden hätte.

Meister Antifer und der Banquier Zambuco sahen einander an. Wie sollten sie das Feuer eröffnen? Da ihr Gegenüber französisch sprach, war Juhel nicht mehr nothwendig, und dieser gab also nur einen Zuschauer bei der Sache ab. Er zog diese Stellung übrigens vor und mit einem gewissen Gefühl von Neugier sah er der sich entwickelnden Schlacht entgegen, von der niemand den Sieg im voraus bestimmen konnte. Auf seinen Onkel Antifer hätte er aber nicht wetten mögen.

Zuerst fühlte sich dieser verlegener, als er das je geglaubt hätte. Nach dem, was er von dem unversöhnlichen Geistlichen, von dessen Ansichten über die Güter dieser Erde wußte, hielt er es für geboten, recht geschickt vorzugehen, das Terrain zu sondieren und den Reverend Tyrcomel ganz allmählich dahin zu lenken, daß er von dem Briefe Kamyk-Paschas, der ja in seinem Besitz sein mußte, zu reden anfang, von dem Briefe, der ja die neuen, hoffentlich die letzten Angaben wegen einer Breitenlage enthielt.

Dahin ging wenigstens der Rath Zambuco's, der seinem Schwager diese Vorsicht dringend anempfohlen hatte. Ob der hitzige Malouin das aber einhalten würde, war eine ganz andre Frage.

Jedenfalls ergriff dieser nicht zuerst das Wort. Während die drei Besucher eine geschlossene Gruppe bildeten, stellte sich der Reverend Tyrcomel wie ein Prediger vor sie hin. Ueberzeugt, daß diese Leute aus freiem Antriebe kamen, um sich seinen Lehren zu unterwerfen, dachte er nur daran, ihnen seine Grundsätze noch einmal zu entwickeln.

»Liebe Brüder, begann er, die Hände aus Dankbarkeit gegen sie faltend, ich danke dem Schöpfer für die mir verliehene Gabe der Rede, die mir gestattet hat, bis in die Tiefen Eurer Herzen zu dringen und Euch von der Werthlosigkeit aller irdischen Reichthümer zu überzeugen ...«

Da hätte man die Gesichter der beiden Erben sehen sollen!



»Liebe Brüder, fuhr der Clergyman fort, indem Ihr die Schätze, die Ihr etwa besitzt, vernichtet ...

– Die wir noch nicht besitzen! fühlte sich Juhels Onkel zu rufen versucht.

– ... werdet Ihr ein bewunderungswerthes Beispiel geben, dem bald Alle folgen, die sich über die materiellen Dinge dieser Welt zu erheben vermögen.«

Mit einer heftigen Bewegung der Kinnladen schob Meister Antifer seinen Kiesel von einer Wange nach der andern, während Zambuco ihm zuzuflüstern schien:

»Wollen Sie denn diesem Schwätzer den Grund unseres Besuchs gar nicht mittheilen?«

Ein bejahendes Zeichen war die Antwort des Malouin, der sich selbst sagte:

»Nein, ich werde einem solchen Schwärmer nicht gestatten, seine gestrige Predigt zu

wiederholen!«

Der Reverend Tyrcomel breitete schon die Arme aus, als wolle er reuige Sünder in dieselben schließen, und begann mit salbungsvoller Stimme:

»Ihre Namen, liebe Brüder, damit ich ...

– Unsre Namen und unsre Berufe, Herr Tyrcomel, unterbrach ihn Meister Antifer, sind:

Ich, Meister Antifer, Pierre-Servan-Malo, Kapitän der Küstenfahrt in Ruhestand. – Juhel Antifer, mein Neffe, Kapitän der langen Fahrt, – Herr Zambuco, Banquier aus Tunis.«

Der Clergyman trat an den Tisch, um die Namen aufzuschreiben, indem er sagte:

»Sie bringen mir ohne Zweifel, um sich derselben zu entledigen, Ihre irdischen Güter ... vielleicht Millionen ...

– In der That, Herr Tyrcomel, es handelt sich um Millionen, und wenn Sie davon Ihren Antheil erhalten haben werden, steht es Ihnen frei, Alles zu vernichten; was aber uns betrifft, so liegt die Sache etwas anders ...«

O, da segelte Meister Antifer aber falschen Cours. Juhel und Zambuco erkannten es an dem plötzlich veränderten Gesichtsausdruck des Clergyman. Seine Stirne furchte sich, seine Augen wandten sich halb ab und die vorher weit offenen Arme schlossen sich über der Brust, wie die Thüren eines Geldschrankes.

»Um was handelt es sich, meine Herren? fragte er einen Schritt zurücktretend.

– Um was es sich handelt? antwortete Meister Antifer. He, Juhel, setze Du ihm die Geschichte auseinander, denn ich wäre nicht im Stande, meine Worte ordentlich zu beherrschen!«

Juhel that, wie er wünschte. Er erzählte alles, was er von Kamylik-Pascha wußte, die diesem von seinem Großvater geleisteten Dienste, erwähnte die Verpflichtungen, die jener gegen den Banquier Zambuco gehabt hatte, den Besuch des Testamentvollstreckers Ben Omar, Notars in Alexandria, in Saint Malo, die Reise nach dem Golf von Oman, wo das Eiland Nummer eins lag, danach die bis zur Ma-Yumbabai mit dem Eiland Nummer zwei, die Auffindung des zweiten Documentes, das die beiden Erben an einen dritten Miterben verwies, der kein anderer wäre als der Reverend Tyrcomel, Esquire, von Edinburg u. s. w.

Während Juhel sprach, hörte der Clergyman zu, ohne sich zu rühren, ohne eine Miene zu verziehen und einen Muskel zucken zu lassen. Eine Statue aus Marmor oder Bronze hätte nicht regungsloser dastehen können. Und als der junge Kapitän seinen Bericht beendet hatte und den Reverend Tyrcomel fragte, ob er jemals zu Kamylik-

Pascha in irgendwelcher Beziehung gestanden habe, antwortete dieser:

»Nein!

– Doch Ihr Vater?

– Vielleicht.

– Vielleicht, ist keine Antwort, bemerkte Juhel, seinen Onkel beruhigend, der sich schon um und um drehte, als ob er von einer Tarantel gestochen worden wäre.

– Es ist aber die einzige, die mir zu geben beliebt ... erwiderte der Clergyman trocken.

– Dringen Sie in ihn, Juhel, lassen Sie nicht locker ... sagte der Banquier.

– In jeder nur möglichen Weise, Herr Zambuco,« versicherte Juhel.

Er wendete sich wieder an den Reverend, dessen Haltung erkennen ließ, daß er die äußerste Reserve zu bewahren gedachte.

»Darf ich noch eine Frage, eine einzige, an Sie richten?

– Gewiß, wenn es mir gestattet ist, nicht darauf zu antworten.

– Ist Ihnen bekannt, daß Ihr Vater jemals in Aegypten gewesen wäre?

– Nein.

– Doch wenn nicht in Aegypten, so vielleicht in Syrien oder noch richtiger in Aleppo?«

Wir erinnern daran, daß Kamylyk-Pascha vor seiner Rückkehr nach Aegypten in dieser Stadt mehrere Jahre gewohnt hatte.

Nach kurzer Ueberlegung gab der Reverend Tyrcomel zu, daß sein Vater allerdings in Aleppo gewohnt und dort mit Kamylyk-Pascha in Beziehung gestanden habe. Kein Zweifel also, daß diese Beziehungen letzterem in ähnlicher Weise gegen genannten Tyrcomel Verpflichtungen

erzeugt hatten, wie gegen Thomas Antifer und den Banquier Zambuco.

»Dann muß ich auch fragen, fuhr Juhel fort, ob Ihr Vater einmal einen Brief von Kamylik-Pascha erhalten hat ...

– Ja.

– Einen Brief, worin von der Lage eines gewissen Eilands die Rede war, das einen Schatz enthalte? ...

– Ja.

– Und war in diesem Briefe nicht die Breite jenes Eilands angegeben?

– Ja.

– Sagte er ferner nicht, daß sich eines Tages ein gewisser Antifer und ein gewisser Zambuco bei Ihnen einstellen würden? ...

– Ja.«

Diese »Ja« des Clergyman ertönten wie Hammerschläge von kräftiger Hand.

»Nun also, nahm Juhel wieder das Wort, Meister Antifer und der Banquier Zambuco stehen hier vor Ihnen, und wenn Sie ihnen den Inhalt vom Briefe des Paschas mittheilen wollen, so werden sie nichts anderes zu thun haben, als sich auf den Weg zu machen, um den Willen des Testators zu erfüllen, dessen drei Erben die beiden Genannten und Sie selbst sind.«

Als Juhel sprach, gab sich Meister Antifer die größte Mühe, an einer Stelle zu bleiben, und wurde einmal dunkelroth, wenn ihm das Blut zu Kopfe stieg, und dann wieder leichenblaß, wenn es nach dem Herzen zurückwich.

Der Clergyman ließ auf seine Antwort etwas warten und sagte endlich mit zusammengekniffenen Lippen:

»Und was beabsichtigen Sie, wenn Sie sich nach der Stelle begeben haben, wo jener



Schatz liegt?

– Ihn auszugraben, Sapperment! rief  
Meister Antifer.

– Und wenn das geschehen ist?

– Ihn in drei Theile zu theilen!

– Und welchen Gebrauch würden Sie von  
Ihrem Theil machen?

– Den, der uns beliebt, Herr Reverend!«

Das war noch eine weitere beklagenswerthe  
Erwiderung des Malouin, die den  
Clergyman auf sein Steckenpferd brachte.

»Darum aber handelt es sich gerade, meine  
Herren, versetzte dieser, während seine  
Augen aufflammten. Sie gedenken diese  
Reichthümer zu benützen, um Ihren  
Trieben, Ihrem Verlangen, Ihren  
Leidenschaften zu fröhnen, das heißt mit  
andern Worten, um die Uebel dieser Erde  
noch zu vermehren!

– Erlauben Sie, unterbrach ihn Zambuco.

– Nein ... ich erlaube nichts, wünsche aber Antwort auf eine Frage: Verpflichten Sie sich, jenen Schatz zu zerstören, wenn er Ihnen in die Hände fällt?

– Jeder wird mit seinem Legat anfangen, was ihm beliebt,« entgegnete der Banquier ausweichend.

Jetzt fuhr Pierre-Servan-Malo auf.

»Darum handelt es sich nicht im geringsten, rief er. Sie, Herr Reverend, zweifeln wohl an dem Werthe des Schatzes?

– Der ist mir ganz gleichgiltig.

– Er beträgt hundert Millionen Francs ... hundert Millionen ..., wovon der dritte Theil, das heißt dreiunddreißig Millionen, Ihnen zukommt ...«

Der Clergyman zuckte die Schultern.

»Wissen Sie wohl auch. Herr Reverend, fuhr Meister Antifer fort, daß Sie uns die Mittheilung, die vom Testator Ihnen anvertraut ist, gar nicht vorenthalten dürfen?

– Wirklich?

– Wissen Sie, daß man ebensowenig das Recht hat, hundert Millionen ungenutzt liegen zu lassen, wie das, sie zu stehlen? ...«

– Das ist meine Ansicht nicht.

– Wissen Sie, daß wir, im Falle Sie auf Ihrer Weigerung beharren, heulte Meister Antifer in höchstem Zorn, daß wir nicht zögern werden, Sie vor Gericht zu ziehen, Sie als unverständigen Erben, als Verbrecher zu denuncieren? ...

– Als Verbrecher! wiederholte der Clergyman, der möglichst kalt blieb – wahrhaftig, meine Herren, Ihre Kühnheit wird nur von Ihrer Beschränktheit

übertroffen! Sie können glauben, ich würde mich dazu hergeben, jene hundert Millionen auf der Erde zu verbreiten, den Sterblichen Mittel zu bieten, um hundert Millionen weitere Sünden zu begehen, Sie glauben, ich könnte allen meinen Lehren ins Gesicht schlagen und den Gläubigen der Freien Kirche von Schottland, die ebenso puritanisch wie streng ist, das Recht geben, mir jene Millionen ins Gesicht zu werfen?«

Ja, der Reverend Tyrcomel war prächtig anzuschauen bei diesem Ausbruche von Beredtsamkeit! Juhel konnte nicht umhin, den Eiferer zu bewundern, während sein Onkel eher bereit war, über ihn herzufallen.

»Ja oder nein, rief dieser mit geballten Fäusten vortretend, ja oder nein, wollen Sie uns den Brief des Paschas mittheilen?

– Nein.«

Meister Antifer kochte.

»Nein? ... wiederholte er.

– Nein.

– Ah, Spitzbube! ... Ich werde Dir diesen Brief zu entreißen wissen!«

Juhel mußte dazwischen treten, um seinen Onkel von Thätlichkeiten zurückzuhalten. Dieser stieß ihn heftig zurück ... Er wollte den Clergyman, der ebenso entschlossen wie unerbittlich dastand, auf der Stelle erwürgen, wollte das Zimmer, den Schrank, seine Papiere durchsuchen ... Da wurde er jedoch durch eine sehr einfache, aber bestimmte Antwort des Clergyman von jedem unüberlegten Schritt abgehalten.

»Es ist ganz unnütz, jenen Brief zu suchen, begann der Geistliche ...

– Und warum? fragte der Banquier Zambuco.

– Weil ich ihn gar nicht mehr besitze.

– Und was haben Sie damit gemacht?

– Ich ... ich habe ihn verbrannt.

– Ins Feuer ... ins Feuer hat er den Brief geworfen, fuhr Meister Antifer auf. Der Elende! Einen Brief mit einem Geheimniß von hundert Millionen ... mit einem Geheimnisse, das nun für immer unenthüllt bleiben wird!«

Die Sache verhielt sich wirklich so. Gewiß um die Versuchung abzuwenden, von diesem Briefe Gebrauch zu machen – einen Gebrauch, der allen seinen socialen Grundsätzen zuwiderlief – hatte der Reverend Tyrcomel das wichtige Schriftstück schon vor mehreren Jahren verbrannt.

»Und nun, bitte ... verlassen Sie mich!« sagte er zu den Besuchern, ihnen die Thüre zeigend.

Meister Antifer war wie vom Donner gerührt. Das Document zerstört ... Die Unmöglichkeit, die Lage des Eilandes jemals festzustellen! Dem Banquier Zambuco ging es ähnlich, doch dieser

weinte wie ein Kind, dem man sein Spielzeug weggenommen hat.

Juhel mußte die beiden Erben erst nach der Treppe, und dann nach der Straße hinausschieben, dann schlugen alle Drei die Richtung nach Gibb's Royal-Hotel ein.

Als sie weg waren, erhob der Reverend Tyrcomel die Hände gen Himmel und dankte diesem, daß er ihn ausersehen hätte, diese Ueberschwemmung von Sünden, womit die Erde bedroht war, glücklich abzulenken.

## XIII.

Worin man die dritte Rolle oder den »Verräther« dieser tragikomischen Geschichte verschwinden sehen wird.

So viel Erregung, Angst und Qual, Wechsel zwischen Furcht und Hoffnung, war entschieden mehr, als Meister Antifer aushalten konnte. Körperliche und seelische Kräfte, sogar die eines Kapitäns der Küstenfahrt, haben schließlich eine Grenze, die nicht überschritten werden darf. Der zu hart geprüfte Onkel Juhels mußte das Bett hüten, als man ihn ins Hotel zurückgeführt hatte. Er verfiel in ein Fieber mit Irrreden, das recht ernste Folgen haben konnte. Die schrecklichsten Bilder erfüllten sein Gehirn, jetzt, wo seine Fahrt nach dem Glück statt zu endigen, nur unterbrochen worden war, die Nutzlosigkeit weiterer Nachsuchungen, der ungeheure Schatz,



dessen Versteck niemals bekannt werden sollte, jenes dritte, in unbekannter Gegend verlorene Eiland, das einzige Schriftstück, das dessen genaue Lage enthüllen konnte, zerstört, vernichtet, verbrannt von diesem entsetzlichen Clergyman, jene Breite, die selbst die Tortur ihm nicht entreißen würde, weil er sie freiwillig, verbrecherischer Weise vergessen hatte! ... Ja, es war zu befürchten, daß der erschütterte Verstand des Malouin diesem letzten Schlage nicht widerstehen würde, und auch der eiligst herbeigezogene Arzt hielt es nicht für unmöglich, daß er bald einer Geistesstörung verfallen könne.

Jedenfalls sollte es ihm an keiner Pflege mangeln. Sein Freund Gildas Tregomain und sein Neffe Juhel verließen ihn keinen Augenblick, und wenn er sich wieder erholte, hatten sie gewiß auf seine Dankbarkeit Anspruch.

Nach der Rückkehr ins Hotel hatte Juhel den Notar sofort benachrichtigt, und von diesem erfuhr wieder Saouk von der

Weigerung des Reverend Tyrcomel. Die Wuth des falschen Nazim kann man sich da wohl vorstellen. Diesmal kam es aber zu keinem äußern Ausbruche – diesen gewaltthätigen Handlungen, die immer auf den unglücklichen Notar zurückfielen. Alles concentrirte sich auf ihn selbst, und vielleicht bildete er sich ein, daß es ihm besser als dem Meister Antifer gelingen werde, hinter das Geheimniß zu kommen und dieses dann zum eignen Vortheile auszunützen. Dahin ging also sein ganzes Streben, und man konnte beobachten, daß er sich weder diesen Tag noch an den folgenden im Hotel wieder blicken ließ.

Der Frachtschiffer hatte nach Anhörung des Juhel'schen Berichts über den Besuch bei dem Clergyman einfach gesagt:

»Ich glaube wohl, daß die Geschichte nun so gut wie begraben ist ... Ist das nicht auch Deine Ansicht, mein Junge?

– Ja freilich, Herr Tregomain, es erscheint mir ganz unmöglich, einen solchen

Starrkopf zum Reden zu bewegen ...

– Ein schnurriger Kauz ist er doch, dieser Tyrcomel, dem man Millionen ins Haus bringt ... und er schlägt sie ab!

– Millionen bringt? ... erwiderte der junge Kapitän, den Kopf schüttelnd.

– Du glaubst nicht daran, Juhel? ... O, Du hast doch wohl Unrecht!

– Wie haben Sie sich verändert, Herr Tregomain!

– Sapperment, seit Auffindung der Diamanten, ja! Ich sage natürlich nicht, daß sich deshalb Millionen auf dem dritten Eiland befinden, und doch, sie könnten ja da liegen. Da der Clergyman sich aber zu nichts verstehen will, wird die Lage desselben ja niemals bekannt werden! ...

– Und ich sage Ihnen, Herr Tregomain, trotz der beiden Diamanten von Ma-Yumba wird mir nichts die Ueberzeugung rauben,

daß der Pascha uns ungeheuer an der Nase herumführt ...

– Jedenfalls droht das Deinem armen Onkel theuer zu stehen zu kommen, Juhel. Jetzt gilt es vor Allem ihn abzulenken, wenn er immer noch bei der Sache beharrt. Wir wollen ihn pflegen wie barmherzige Schwestern und wenn wir ihn wieder auf den Füßen und genügend bei Kräften haben, um reisen zu können, so denk' ich, wird er zustimmen, nach Frankreich heimzukehren, um dort das alte ruhige Leben wieder zu beginnen ...

– Ach, Herr Tregomain, warum befindet er sich nicht in dem Hause der Rue des Hautes-Salles?

– Und Du bei unsrer kleinen Enogate, mein Junge! Doch, wirst Du ihr nicht schreiben?

– Noch heute, Herr Tregomain, und diesmal glaub' ich ihr unsre bestimmte Rückkehr ankündigen zu können!«

Einige Tage verstrichen. Der Zustand des Kranken hatte sich nicht verschlimmert ... Das Fieber nahm langsam ab. Der Arzt zeigte sich aber ziemlich beunruhigt wegen des Verstandes des Patienten. Sein Kopf war noch immer nicht ganz klar. Er erkannte jedoch seinen Freund Tregomain, seinen Neffen Juhel und seinen zukünftigen Schwager ... Schwager? ... Unter uns, wenn eine Vertreterin des schönen Geschlechts Gefahr lief, für immer alte Jungfer zu bleiben, war das nicht das an den Grenzen der Fünfzig stehende Fräulein Talisma Zambuco, die in ihrem Jungfernstübchen in Malta das Erscheinen des versprochenen Gatten nicht ohne Ungeduld erwartete? Denn, kein Schatz – kein Ehemann, weil das eine nur das andere vervollständigte.

Weder der Frachtschiffer noch Juhel konnten, da der Kranke ihrer Gegenwart bedurfte, das Hôtel unter diesen Verhältnissen verlassen. Jener verlangte, daß sie Tag und Nacht in seinem Zimmer blieben und seine Klagen, seine Vorwürfe und vorzüglich seine Drohungen gegen den

schrecklichen Clergyman anhörten. Er sprach von nichts anderem, als diesen gerichtlich verfolgen zu lassen, ihn vor den Friedensrichter oder die Sherifs, ja bis vor den hochnothpeinlichen Criminalgerichtshof, den Justitiary Court von Edinburg zu schleppen. Die Richter würden ihn dann zum Reden bringen – es war gesetzlich nicht erlaubt zu schweigen, wenn man durch ein einziges Wort dem Geldverkehr des Landes eine Summe von hundert Millionen zuführen kann ... Für ein solches Verbrechen muß es Strafen, schwere, schreckliche Strafen geben, und wenn für solche Verbrecher nicht die hanfene Halskrause oder etwas ähnliches vorgesehen ist, wer verdient dann überhaupt noch gehenkt zu werden?

Vom Morgen bis zum Abend fand Meister Antifer kein Ende. Gildas Tregomain und Juhel wachten abwechselnd bei ihm, wenn sie wegen einer Krisis nicht beide an seiner Seite bleiben mußten. Der Kranke wollte dann aus dem Bett springen, aus dem Zimmer und zum Reverend Tyrcomel

laufen, ihm mit dem Revolver den Schädel zertrümmern – so daß der Frachtschiffer alle Gewalt anwenden mußte, um ihn zurückzuhalten.

Trotz seines lebhaften Wunsches, die schöne Stadt Edinburg, die aus Steinen und Marmor erbaut ist, zu besichtigen, mußte Gildas Tregomain auf dieses Vergnügen vorläufig verzichten. Später, wenn sein Freund der Genesung entgegenging, oder wenn er wenigstens erst wieder ruhig geworden wäre, wollte er sich dafür schadlos halten ... Dann gedachte er den Holyrood-Palast, die alte Residenz der schottischen Herrscher, zu besuchen, die Königszimmer, das Schlafgemach der Maria Stuart, im gleichen Zustande, wie es zur Zeit der unglücklichen Königin aussah. Er wollte die Canongate bis zu dem, so stolz auf seinem Basaltfelsen liegenden Schlosse hinaufwandern, wo das Zimmer noch gezeigt wird, in dem das Kind zur Welt kam, das einst Jacob VI. von Schottland und Jacob I. von England werden sollte. Er nahm sich vor, den

»Arthur seat« zu besteigen, der, von Westen aus gesehen, einem ruhenden Löwen gleicht, und von dem aus man in der Höhe von zweihundertsiebenundvierzig Metern über dem Meere die ganze Stadt übersehen kann, die Stadt mit den vielen Hügeln, wie die der Cäsaren an der Tiber, und weiterhin bis nach Leith, dem eigentlichen Hafen Edinburgs an der Bai des Forth, bis zur Küste des Ben Lomond, des Ben Ledi, des Lammermoor – bis hinaus nach dem grenzenlosen Meere ...

Wie viele natürliche Schönheiten und solche, die des Menschen Hand geschaffen, gab es da, die der Frachtschiffer, trotz seines Kummers über den durch die Hartnäckigkeit des Clergymans verlornen Schatz, so gern bewundert hätte und an deren Besuch er nun gehindert war, durch die traurige Pflicht, die ihn ans Krankenlager des befehlerischen Kranken fesselte!

So sah sich der vortreffliche Mann darauf beschränkt, durch das Hôtelfenster zu



schauen, wobei er das berühmte Monument Walter Scott's erblickte, dessen höchste Pinaceln sich fast zweihundert Fuß hoch erhoben, in Erwartung, daß sich alle seine Nischen mit den sechsundfünfzig Helden, die die Phantasie des großen schottischen Romanciers erschuf, besetzt würden.

Ließ Gildas Tregomain den Blick dann die lange Prospective der Princes-Street nach dem Calton-Hill hinunterschweifen, so erkannte er die große, vergoldete, an einem Maste auf der Sternwarte aufgezogene Kugel, deren Herabsinken genau den Moment anzeigt, wenn die Sonne durch den Meridian der Landeshauptstadt geht.

Ja, das blieb aber immer ein und dasselbe.

Inzwischen hatte sich ein Gerücht verbreitet – erst in der Canongate und allmählich in der ganzen Stadt – das recht dazu geeignet war, die Popularität des Reverend Tyrcomel nur noch zu steigern. Man erzählte sich, daß der berühmte Kanzelredner, als ein Mann, der seine Handlungen und seine

Reden in Uebereinstimmung hielt, eine Erbschaft von ungeheurem Werthe abgeschlagen habe. Erst sprach man von mehreren Millionen, dann gleich von mehreren hundert Millionen, die er der menschlichen Habgier entziehen wolle. Vielleicht half der Clergyman zur Verbreitung dieser ihm dienlichen Gerüchte selbst mit, indem er nicht darauf ausging, dieses Geheimniß zu bewahren. Jetzt bemächtigten sich die Journale der Angelegenheit, setzten sie des weiteren auseinander, und bald war nur noch von dem Schatze Kamylyk-Paschas die Rede, der unter dem Felsen eines unbekannten Eilands verscharrt lag. Was die Bezeichnung der Lage desselben betraf, so hing das, wenn man den öffentlichen Blättern, die der Reverend Tyrcomel nicht dementierte, glauben durfte, nur von ihm ab, obwohl in Wirklichkeit auch die beiden andern Erben dazu unumgänglich nöthig waren. Uebrigens kannte man die Einzelheiten der Geschichte keineswegs und selbst der Name des Meister Antifer wurde dabei gar nicht genannt.

Selbstverständlich billigten einige Zeitungen das würdige Auftreten eines der Doctoren der Freien Kirche von Schottland, während andre ihn wieder tadelten, denn eigentlich hätten ja diese Millionen, wenn sie Edinburg zu gute kamen, das Loos der vielen, vielen Armen der Stadt erleichtern können, statt daß sie nun, ohne jemand zu nützen, in ihrem Loche schlummern sollten. Der Reverend Tyrcomel freilich kümmerte sich weder um Lob noch um Tadel, und blieb entschlossen, sich dadurch zu nichts bestimmen zu lassen.

Man kann sich vorstellen, welchen Erfolg seine erste Predigt in der Tron Church nach dem Bekanntwerden dieser Vorgänge hatte. Am Abend des 30. Juni strömten die Gläubigen in hellen Haufen nach dieser Kirche. Im Innern derselben drückte man sich halb todt, und nicht weniger auf den Straßen, die vor ihrer Façade mündeten.

Als der Prediger auf der Kanzel erschien, erscholl ein donnernder Applaus. Man hätte sich im Theater zu befinden geglaubt, wenn

hier gerade der Vorhang aufgeht und ein berühmter Künstler von dem begeisterten Hurrah der Zuschauer empfangen wird. Hundert Millionen, zweihundert Millionen, dreihundert Millionen – schließlich ging's bis an die Milliarde – stellte dieser wunderbare Tyrcomel vor, und der blies sie von sich wie ein Federflöckchen! Dann fing er sein gewöhnliches Thema an, wobei man eine Bemerkung hörte, die eine außerordentliche Wirkung hatte:

»Einen Mann giebt es, der aus den Eingeweiden des Bodens mit einem einzigen Worte die Millionen hundertfach hervorlocken könnte; dieses einzige Wort spricht er aber nicht aus!«

Diesmal befanden sich Meister Antifer und seine Gefährten aus wichtigen Gründen nicht unter den Zuhörern. Hinter einem Pfeiler des Schiffes hätte man aber einen Zuhörer von fremdländischem Aussehen wahrnehmen können, den niemand kannte, einen Mann von fünfunddreißig Jahren, mit schwarzem Haar und Bart, harten Zügen

und wenig beruhigendem Aussehen. Daß er von der Rede des Reverend Tyrcomel etwas verstand, möchten wir nicht behaupten. Jedenfalls starrte er von seinem Standpunkt im Halbschatten aber den Prediger unausgesetzt an. Seine flammensprühenden Augen wandten sich niemals von ihm ab.

Dieser Mann blieb bis zum Schluß der Predigt unbeweglich stehen, als aber deren letzten Worte unter dem Beifallsrufe der Zuhörer verklungen waren, drängte er sich durch die Menge, um sich dem Clergyman zu nähern. Wollte er ihn aufhalten, ihn aus der Kirche mit hinaus und bis nach seinem Haus in der Canongate begleiten? Das schien beinahe so, denn er arbeitete rücksichtslos mit den Armen, um den Prediger zu erreichen.

An diesem Abend sollte der Reverend Tyrcomel nicht allein nach seinem Hause zurückkommen. Gegen tausend Personen gaben ihm das Geleite und hätten ihn am liebsten auf den Schultern weggetragen. Die genannte Persönlichkeit hielt sich dicht

hinter ihm, ohne jedoch in die Rufe der andern einzustimmen.

Vor seinem Hause angelangt, erstieg der populäre Kanzelredner die Stufen vor demselben und richtete noch einige Worte an die Gläubigen, die eine Salve von Hurrahs und Hipps hervorriefen. Dann verschwand er in der dunkeln Hausflur, ohne zu bemerken, daß ein anderer im nachfolgte.

Die Menge zerstreute sich nur langsam und weithin dröhnten ihre Rufe durch die Straße.

Während der Reverend Tyrcomel die schmale Treppe hinaufging, die zum dritten Stockwerk führte, erstieg sie auch der Unbekannte mit so unhörbaren Schritten, als wenn nur eine Katze über die Stufen geschlüpft wäre.

Auf seinem Vorsaal angelangt, begab sich der Clergyman in sein Zimmer, dessen Thür er zumachte.

Der andre blieb auf dem Vorraume in einer dunkeln Ecke stehen und wartete.

Was mochte er vorhaben?

Am nächsten Morgen waren die andern Bewohner des Hauses nicht wenig verwundert, den Clergyman nicht zu gewohnter Stunde ausgehen zu sehen. Sogar den ganzen Morgen blieb er unsichtbar. Mehrere Leute, die zu ihm eilten, klopfen vergeblich an seine Thür.

Das erschien verdächtig, und am Nachmittage begab sich einer der Wohnungsnachbarn zur Polizei. Mehrere Constabler erschienen im Hause des Clergyman, klopfen ebenfalls an dessen Thür, und da sie keine Antwort erhielten, drückten sie diese mit den Schultern in der Weise ein, die für die Organe der öffentlichen Gewalt specifisch zu sein scheint.

Welch ein Anblick! Hier hatte Jemand die Thür mit einem Dietrich geöffnet ..., war in

das Zimmer gedrunken und hatte dieses von oben nach unten durchwühlt. Der Schrank war aufgerissen, daraus fehlten verschiedene Kleidungsstücke, die auf der Erde verstreut umherlagen, der Tisch war umgeworfen ... die Lampe lag zertrümmert in einer Ecke ... Bücher und Papiere bedeckten den Fußboden, und dort ... neben dem Bette, dessen Decke weggerissen war, lag festgebunden und mit verstopftem Munde ... der Reverend Tyrcomel.

Man beeilte sich, ihm zu helfen. Kaum athmete der arme Mann noch; das Bewußtsein hatte er gänzlich verloren ... Seit wie langer Zeit? Das konnte er nur allein sagen, wenn er überhaupt wieder zu sich kam ...

Man mußte ihn tüchtig frottieren, ohne daß es nöthig gewesen wäre, ihn erst zu entkleiden, denn er war halb nackt, das Hemd aufgerissen, und Brust und Schultern zeigten sich völlig entblößt.



Eben als die Constabler anfangen wollten, ihn nach den Regeln der Kunst abzureiben, konnte einer derselben einen Ruf der Verwunderung nicht unterdrücken. Der Mann hatte auf der linken Schulter des Reverend Tyrcomel einzelne Ziffern bemerkt.

In der That zeigte sich, in ihrer braunen Farbe von der weißen Haut des Clergyman scharf abstechend, eine leicht erkennbare Tätowierung ... Sie bestand aus folgendem:

77° 19' Nord

Der Leser weiß schon, daß das die so ersehnte Breite bezeichnete. Ohne Zweifel hatte sie der Vater des Clergyman, um sicher zu sein, daß sie nicht verloren ginge, auf der Schulter seines damals noch jungen Sohnes angebracht. Ein Stück Papier kann ja verloren gehen, eine Schulter niemals!

So besaß denn der Reverend Tyrcomel, der den Brief Kamyk-Paschas an seinen Vater wirklich verbrannt hatte, diese

eigenthümlich angebrachte Inschrift, die er übrigens, was ja mit Hilfe eines Spiegels leicht genug gewesen wäre, noch niemals gelesen hatte.

Sicherlich hatte sie aber der Uebelthäter gelesen, der, während der Clergyman schlief, in dessen Zimmer eingedrungen war. Letzterer mochte den Elenden, als er seinen Schrank durchwühlte, seine Papiere überflog, überrascht und vergeblich mit dem Schurken gekämpft haben, der ihn schließlich knebelte und, ihn halb erstickt zurücklassend, die Flucht ergriff.

Das war es, was man aus des Reverends Munde vernahm, als diesen durch die Hilfe eines schnell gerufenen Arztes die Erinnerung an das Vergangene wieder kam. Seiner Ansicht nach war dieser Ueberfall nur erfolgt, um ihm das Geheimniß bezüglich der Insel mit den Millionen, das er nicht verrathen wollte, mit Gewalt zu entreißen.

Den Verbrecher hatte er, während beide miteinander rangen, wenigstens soweit sehen können, daß er ein recht genaues Signalement zu liefern vermochte. Dabei erwähnte er auch den Besuch, den er von den zwei Franzosen und einem Malteser erhalten hatte, die eigens nach Edinburg gekommen waren, um ihn bezüglich des Vermächtnisses Kamyk-Paschas zu befragen.

Das war ein Fingerzeig für den Beamten, der sofort die Nachforschungen begann. Zwei Stunden später hatte die Polizei es ausgekundschaftet, daß die betreffenden Fremden vor einigen Tagen in Gibb's Royal-Hotel abgestiegen waren.

Ein Glück für Meister Antifer, den Banquier Zambuco, Gildas Tregomain, Juhel und Ben Omar, daß sie ein unanfechtbares Alibi beibringen konnten. Der Malouin hatte sein Bett nicht verlassen, der junge Kapitän und der Frachtschiffer waren nicht aus ihrem Zimmer gekommen, der Banquier Zambuco und der Notar

hatten keinen Schritt aus dem Hôtel gethan. Uebrigens entsprach auch keiner von ihnen dem vom Clergyman gegebenen Signalement.

Unsere Schatzgräber blieben denn auch unbehelligt, und es ist ja bekannt, daß die Gefängnisse des Vereinigten Königreichs die nicht gern wieder loslassen, denen sie Wohnung und Nahrung unentgeltlich gewähren.

Nun war ja noch Saouk ...

Gewiß war dieser der Urheber des Ueberfalls. Er hatte den Streich geführt, um dem Reverend Tyrcomel sein Geheimniß zu stehlen, und jetzt war er, Dank den Ziffern, die er auf der Schulter des Geistlichen lesen konnte, völlig Herr der Lage. Da er andererseits schon die auf dem Document von dem Eiland der Ma-Yumbabai angegebene Länge kannte, besaß er die nöthigen Elemente, um die Lage des dritten Eilands bestimmen zu können.

Unglücklicher Antifer, das fehlte noch, um Dir den Verstand vollends zu rauben!

Nachdem jenes Signalement in den Zeitungen erschienen war, konnten Meister Antifer und seine Begleiter nicht mehr in Zweifel sein, daß es Nazim, der Schreiber Ben Omar's, gewesen war, mit dem der Reverend Tyrcomel zu thun gehabt hatte. Und als sie gar von seinem Verschwinden hörten, da hielten sie für ausgemacht: Erstens, daß er von den Ziffern der Tättowierung Kenntniß genommen hatte, und zweitens, daß er nach dem neuen Eiland zu entflohen sei, um den ungeheuern Schatz zu heben.

Am wenigsten erstaunt zeigte sich Juhel, dessen Verdacht gegen Nazim der Leser kennt, und nach ihm Gildas Tregomain, dem dieser Verdacht vom jungen Kapitän übertragen worden war. Die Wuth Meister Antifer's und Zambuco's, die jetzt den schlimmsten Grad erreichte, fand noch zum Glück einen Ableiter in der Person des Notars.

Selbstverständlich war Ben Omar mehr als jeder andre von der Schuld Saouk's überzeugt. Wie hätte dies auch ein anderer sein können, da er dessen Pläne und ihn selbst als einen Mann kannte, der gewiß vor keiner Schandthat zurückschreckte?

Das gab aber einen Auftritt für den armen Notar! Auf Befehl des Meister Antifer mußte Juhel ihn aufsuchen und in das Zimmer des Kranken führen. Krank! Ist man das jemals ... kann man es bleiben angesichts einer solchen Lage? Und da der Meister Antifer nach Aussage des Arztes an einem Gallenfieber litt, ei, da bot sich ja die schönste Gelegenheit, sich seiner überflüssigen Galle zu entledigen und dadurch wohl gar gesund zu werden.

Wie es dem unglücklichen Ben Omar erging, darüber wollen wir lieber schweigen. Er mußte zunächst bekennen, daß das Attentat auf den Geistlichen, der Diebstahl ... ja, elender Omar! ... der Diebstahl das Werk Nazim's sei! ... Also solche Leute erwählte sich der Actenwurm

für seine Schreibstube! ... Das war der Mann, den er sich zur Unterstützung bei seiner Thätigkeit als Testamentsvollstrecker mitgebracht hatte! Den Spitzbuben, den Schurken, den Wicht ... den wagte er dem Meister Antifer und seinen Begleitern als Gesellschaft aufzuzwingen? ... Und jetzt war diese Canaille ... ja, diese Canaille gar entflohen, der Mensch kannte die Lage des Eilandes Nummer drei und würde sich der Millionen Kamyk-Paschas bemächtigen, ohne daß es möglich wäre, ihn dabei zu hindern! Mag einer nur einem solchen ägyptischen Banditen nachlaufen, der dann solche unsinnigen Summen zur Verfügung hat, um sich in Sicherheit zu bringen und seine Straflosigkeit zu garantieren.

»Ach ... Saouk! ... Saouk!«

Dieser Name entfloh jetzt dem niedergeschmetteten Notar. Der Verdacht Juhels war also begründet ... Nazim war gar nicht Nazim ... Es war Saouk, der Sohn Murad's, den Kamyk-Pascha zu Gunsten der beiden Legatare enterbt hatte.

»Wie ... das war Saouk?« rief Juhel.

Ben Omar wollte dem ihm entfallnen  
Namen eine andre Bedeutung geben ...  
Seine Verlegenheit, seine Hilflosigkeit, sein  
Schreck zeigten aber nur zu deutlich, daß  
Juhel sich nicht täuschte.

»Saouk!« wiederholte auch Meister Antifer,  
der mit einem Sprunge aus dem Bette war.

Und bei der heftigen Bewegung der  
Kinnladen, als er den verhaßten Namen  
aussprach, flog sein Kiesel dem Notar wie  
eine Flintenkugel gegen die Brust.

Und wenn auch dieses Projectil ihn nicht zu  
Boden warf, so erzielte das wenigstens ein  
kräftiger Fußtritt ... ein Fußtritt, wie ihn ein  
ägyptischer Notar wohl noch nie in die  
Gegend dicht unter den Nieren bekommen  
hatte. Da lag nun Ben Omar so glatt auf  
dem Boden, wie das nur ohne gänzliche  
Zermalmung möglich war.



Nazim war also jener Saouk, der geschworen hatte, sich des Schatzes auf jede denkbare Weise zu bemächtigen, derselbe, dessen verbrecherisches Eingreifen Meister Antifer hatte fürchten sollen!

Doch nach Entladung aller der Seemannsflüche, die das Repertoire eines Kapitäns der Küstenfahrt nur enthält, fühlte Meister Antifer eine wahre Erleichterung, und als Ben Omar vor Beschämung geduckt aus dem Zimmer schlich, um sich in das seinige einzuschließen, da war ihm schon merklich besser. Vollends auf die Beine brachten ihn aber die Mittheilungen, die sich in den nächsten Tagen in den Blättern der Stadt fanden.

Den spürnasigen Reportern und Interviewern ist bekanntlich alles möglich. Jener Zeit begannen sie gerade, sich mit einem Eifer, einem Scharfsinn und einer Kühnheit in öffentliche und private Angelegenheiten einzumischen, die aus

ihnen eine neue öffentliche Gewalt gemacht haben.

Einem von ihnen gelang es, die Tätowierung, mit der der Vater des Reverend Tyrcomel diesen gezeichnet hatte, in Augenschein zu nehmen. Es ließ davon ein Facsimile anfertigen und dieses erschien in einem Tageblatt, dessen Absatz für die betreffende Nummer von zehntausend auf hunderttausend Exemplare stieg.

Damit erhielt Schottland, später Großbritannien, das ganze Vereinigte Königreich, ganz Europa, ja schließlich die ganze Welt Kenntniß von der Breitenlage des dritten Eilandes: 77° 19' nördlicher Breite.

Damit kamen die Neugierigen auch nicht viel weiter, und niemand wäre im Stande gewesen, das zu lösen, was man bereits das »Problem des Schatzes« nannte, weil ihnen von den beiden nothwendigen Elementen eines ... die Länge fehlte.

Er besaß sie aber diese Länge, er, Meister Antifer, – übrigens ganz so wie Saouk – und als ihm Juhel das genannte Journal brachte, als er das Facsimile erblickte, da warf er die Decke weg und sprang aus dem Bette. Er war geheilt! ... Geheilt, wie niemals ein Kranker durch die Aerzte des College Royal oder durch die Doctoren der Universität von Edinburg geheilt war.

Der Banquier Zambuco, Gildas Tregomain und der junge Kapitän hatten vergeblich ihre Kräfte vereinigt, den Meister Antifer im Bette zurückzuhalten. Man sagt ja, daß ein tiefinniger, religiöser Glaube das häufiger bewirken könne ... weshalb sollte der Glaube an den Gott des Goldes nicht ähnliche Wunder bewirken können?

»Juhel, hast Du wieder einen Atlas gekauft?«

– Ja, lieber Onkel.

– Die Länge des dritten, auf dem Document von der Ma-Yumbabai bezeichneten

Eilands betrug doch fünfzehn Grad elf Minuten östlich von Paris.

– Gewiß, lieber Onkel.

– Schön; nun suche nach, wo das Eiland Nummer drei liegt!«

Juhel holte den Atlas, schlug die Karte des nördlichen Europa auf, bestimmte mit dem Zirkel genau den Kreuzpunkt der beiden Linien und sagte:

»Spitzbergen, südlich von der großen Insel.«

Spitzbergen? ... Wie ... in der Nachbarschaft dieses hyperboräischen Landes hatte Kamyk-Pascha das Eiland gewählt, wo seine Diamanten, seine Edelsteine, sein Gold ruhten ... wenn das überhaupt das letzte war ...

»Vorwärts, rief Meister Antifer, und wenn wir ein abfahrendes Schiff treffen, gleich heute!

- Liebster Onkel ... begann Juhel bittend.
- Wir dürfen dem elenden Saouk nicht Zeit lassen, uns zuvorzukommen!
- Du hast Recht, alter Freund! sagte der Frachtschiffer.
- Vorwärts!« wiederholte Piere-Servan-Malo in befehlerischem Tone.

Dann setzte er hinzu:

»Melde es jemand dem Schwachkopf von Notar, da es Kamyk-Pascha einmal gewollt hat, daß er der Hebung des Schatzes beiwohne!«

Dem Willen Meister Antifer's, den Zambuco getreulich unterstützte, mußte man sich wohl oder übel fügen.

»Es ist ein wahres Glück, bemerkte der junge Kapitän, daß dieser Possenreißer von Pascha uns nicht gleich nach den Antipoden schickt!«

## XIV.

Worin Meister Antifer ein neues, mit dem Monogramm Kamyk-Paschas bezeichnetes Document auffindet.

Meister Antifer nebst seinen vier Begleitern – Ben Omar eingerechnet – hatte nun nichts andres zu thun, als sich nach Bergen, einem der wichtigsten Häfen des westlichen Norwegens, einzuschiffen.

Der gefaßte Beschluß wurde auch sofort ausgeführt. Da Nazim – mit anderm Namen Saouk – einen Vorsprung von vier bis fünf Tagen hatte, galt es, keine Stunde zu verlieren. Noch war der Zeitball auf der Sternwarte nicht heruntergefallen, als die Tramway unsre Bekannten in Leith absetzte, wo sie einen bald abgehenden Dampfer zu finden hofften, da Bergen die erste Etappe auf dem nächsten Wege nach Spitzbergen ist.

Von Edinburg bis zu jenem Hafen rechnete man nur etwa vierhundert Meilen. Von hier mußte es leicht sein, den nördlichsten Hafen Norwegens, Hammerfest, zu erreichen, wenn man den Steamer benutzte, der in der schönen Jahreszeit dem Touristenverkehr nach dem Nordcap dient.

Von Bergen nach Hammerfest sind es auch nicht mehr als achthundert Meilen, und ungefähr sechshundert von hier bis zur Südspitze Spitzbergens, nach der ja die Inschrift auf der Schulter des Reverend Tyrcomel hinwies. Zur Ueberwindung der letzten Strecke mußte freilich ein seetüchtiges Schiff gemiethet werden. Jetzt befand man sich indeß in der Zeit des Jahres, wo das schlechte Wetter die Gewässer des arktischen Oceans noch nicht aufrührt.

Nun blieb nur die Geldfrage übrig. Diese dritte Reise wurde gewiß ziemlich kostspielig, vorzüglich die Ueberfahrt von Hammerfest nach Spitzbergen in eigens gechartertem Schiffe, und der Beutel Gildas

Tregomain's fing an, sich bedenklich zu leeren. Zum Glück war die Unterschrift des Banquiers so gut wie baares Geld. Es giebt ja vom Glück so begünstigte Leute, die ihre Hand in jede beliebige Casse Europas stecken können. Zambuco gehörte zu diesen. Er stellte dem Miterben seinen Credit zur Verfügung; die beiden Schwäger wollten dann später abrechnen. Der Schatz, und wenn nicht dieser, so doch der Diamant des einen mußte ja ausreichen, einen etwaigen Vorschuß des andern auszugleichen.

Vor dem Weggange von Edinburg hatte der Banquier also einen sehr einträglichen Besuch bei der Bank von Schottland abgemacht, wo er den besten Empfang fand. Auf diese Weise frisch beladen, konnten unsre Reisenden bis ans Ende der Welt gehen, und wer weiß, ob das nicht noch geschehen sollte, wenn die ganze Geschichte sich in gleichem weiter entwickelte.



In Leith, das einundeinehalbe Meile entfernt im Golfe des Forth liegt, fanden sich stets zahlreiche Schiffe, und diesmal begünstigte das Glück Pierre-Servan-Malo auch insofern, als er günstige Fahrgelegenheit antraf.

Das betreffende Schiff sollte zwar nicht heute, aber am nächsten Tage abgehen. Es war ein einfaches Frachtschiff, der Dampfer »Viken«, der die Passagiere für angemessene Bezahlung nach Bergen mitnehmen sollte. So mußten sie also sechsunddreißig Stunden warten, während der Onkel Juhels an seinem Gebiß nagte, daß er sich fast die Zähne zerbrach. Er erlaubte Gildas Tregomain und Juhel nicht einmal, sich in Edinburg ein wenig umzusehen, was unsern Frachtschiffer, trotz des in ihm erwachten Appetits nach den Millionen des Paschas, nicht wenig ärgerte.

Endlich am Morgen des 7. Juli stieß der »Viken« vom Lande und nahm den Meister Antifer nebst seinen Gefährten mit, von denen der eine – welcher, ist ja leicht zu

errathen – gleich beim ersten Rollen der Seekrankheit erlag, als das Fahrzeug kaum über den fast eine Meile hinausreichenden Pier des Hafens gekommen war.

Zwei Tage darauf und nach recht guter Ueberfahrt, bekam der Dampfer das hohe Ufer Norwegens in Sicht und gegen drei Uhr Nachmittag lief er in den Hafen von Bergen ein.

Natürlich hatte sich Juhel in Edinburg auch wieder einen Sextanten, einen Chronometer und eine Zeitvergleichungstabelle besorgt, um die mit der »Portalegre« verlorenen Instrumente zu ersetzen.

Hätte man nun gleich in Bergen ein Fahrzeug nach Spitzbergen auftreiben können, so wäre das eine Zeitersparniß gewesen; leider sollte das aber nicht gelingen.

Uebrigens wurde die Geduld des Meister Antifer, den das Bild Saouk's gar nicht mehr verließ, hier auf keine zu harte Probe

gestellt. Das Dampfschiff, das den Verkehr nach dem Nordcap unterhielt, wurde übermorgen erwartet. Immerhin erschienen ihm diese sechsunddreißig Stunden zum Sterben lang, und dem Banquier Zambuco nicht minder, weder der eine, noch der andre war zu bewegen, sein Zimmer im Hôtel Scandinavie nur eine Minute zu verlassen. Es regnete übrigens auch, denn, wie es scheint, fällt hier in Bergen in drei Tagen stets zweiundsiebzig Stunden lang Regen; die Einwohner sind das jedoch von kleinauf gewöhnt.

Das hinderte auch den Frachtschiffer und Juhel nicht, in der Stadt umherzuschweifen. Der von seinem Fieber genesene Meister Antifer hatte nicht von ihnen verlangt, in seiner Nähe zu bleiben. Wozu auch? Für das Concert von Verwünschungen, das sie über den elenden Saouk anstimmten, genügten sich die beiden Erben vollständig.

Freilich, das prächtige Edinburg nicht gesehen zu haben, wurde durch einen Spaziergang in den Straßen von Bergen,

früher einer der bedeutendsten Hansestädte, nicht wett gemacht. Es ist eigentlich nicht interessanter, als etwa jeder größere Fischmarkt. Gildas Tregomain hatte jedoch noch niemals eine größere Menge von Häringstonnen, solche Unmassen bei den Lofoten gefangener Dorsche, solche Vorräthe von Lachsen gesehen, wie sie hier in Norwegen in den Verkehr kommen und selbst vertilgt werden. Das verbreitete auch einen ganz charakteristischen Geruch, nicht allein in der Umgebung der Quais, an denen Hunderte von Boote liegen, nicht allein in der Nähe der hohen Häuser, um die glänzende Fischschuppen umherliegen und wo die nicht sehr angenehme Zurichtung des Fanges erfolgt, sondern auch in den reichen Läden mit alten Schmuckgegenständen, mit antiken Stickereien, mit Pelzwerk von weißen und schwarzen Bären, ja sogar bis ins Innere der Museen, bis nach den an den zwei Armen des Fjord gelegenen Villen, wo eine schmale Landzunge den Fjord von einem schönen Süßwassersee scheidet.

Kurz, Gildas Tregomain und Juhel hatten sich genügend in der Stadt und Umgegend umgesehen, als am 11. Juli morgens der erwartete Dampfer Bergen anliefe. Um zehn Uhr fuhr er mit seiner Ladung von Touristen, die die Mitternachtssonne am Nordcap bewundern wollten, weiter.

Das war freilich eine Naturerscheinung, die den Meister Antifer, auch den Banquier Zambuco gar nicht, und den Notar Ben Omar deswegen nicht interessierte, weil dieser, wie ein ausgenommener Dorsch auf dem Polster seiner Cabine lag.

Eine herrliche Fahrt war es hier längs der norwegischen Küste mit ihren tiefen Fjorden, ihren schimmernden Gletschern, die zuweilen bis aufs Meer herunterreichen, und mit den entfernten Bergeshäuptern, die in feinem Nebeldufte verschwimmen.

Am meisten wettete der ungeduldige Malouin über die Aufenthalte des Dampfers, die zur Befriedigung der Wißbegier der Touristen an den Punkten

dienen, welche von den Reisehandbüchern als besonders interessant hervorgehoben sind. Der Gedanke, daß ihn Saouk um etwa fünf Tage voraus war, hielt ihn immer in einer, für alle, die sich ihm näherten, recht unangenehmen Aufregung. Alles Zureden Gildas Tregomain's und Juhels nützte hier nichts, und wenn der Malouin mit seinen Verwünschungen endlich aufhörte, geschah das nur, weil der Kapitän des Dampfers gedroht hatte, ihn sofort ans Land zu setzen, wenn er die Ruhe an Bord noch weiter störte.

Wider Willen mußte Meister Antifer auch in Drontheim Halt machen, in der alten Stadt des heiligen Olaf, die zwar nicht so bedeutend, doch vielleicht interessanter als Bergen ist.

Meister Antifer und Zambuco weigerten sich natürlich, ans Land zu gehen. Gildas Tregomain und Juhel benützten dagegen die unfreiwillige Muße, die Stadt eingehend zu besichtigen.

Wenn die Augen der Touristen in Drontheim eine gewisse Befriedigung finden, so gilt dasselbe für ihre Füße jedenfalls nicht. Man möchte glauben, die Straßen hier wären mit Glasscherben gepflastert, so viele spitze Steine ragen aus der Erde hervor.

»Na, hierzulande müssen die Schuster aber bald reiche Leute werden!« bemerkte pfiffig der Frachtschiffer, der sich vergeblich bemühte, seine Schuhsohlen nicht zu verletzen.

Einen bequemeren Fußboden fanden die beiden Freunde nur unter dem Gewölbe der alten Domkirche, worin die Herrscher des Landes, nach der Krönung als Könige von Schweden in Stockholm, noch als Könige von Norwegen gekrönt werden. Juhel erkannte, daß dieses Denkmal romanisch-gothischer Baukunst, wenn es auch eingreifender Reparaturen bedarf, doch hohen historischen Werth hat.

Nach genauer Besichtigung der Domkirche und des sie umgebenden Friedhofs, nachdem sie am Ufer des breiten Nid hingewandelt waren, dessen Wasserstand von Ebbe und Fluth beeinflußt wird und der die Stadt an den als Quais dienenden Verpfählungen bespült, nachdem sie, wie hier ganz am Orte, die ultrasalzigen Ausdünstungen des Fischmarktes, welche Drontheim getrost gegen die in Bergen vertauschen könnte, gekostet und den Gemüsemarkt überschritten hatten, der fast ausschließlich von England versorgt wird, und nachdem sie schließlich auf der andern Seite des Nid bis zu der, von der Citadelle überragten Vorstadt hinausgewandert waren, kehrten Gildas Tregomain und Juhel ziemlich erschöpft an Bord zurück. Noch an demselben Abend wurde auch ein Brief an Enogate, mit einer freundlichen Nachschrift von der großen Hand und in der großen Schrift des Frachtschiffers, nach Saint-Malo zur Post befördert.

Am frühen Morgen des nächsten Tages ging der Dampfer, nach Aufnahme einiger neuer



Passagiere, wieder weiter und schlug den Cours nach den hohen Breiten ein. Immer Aufenthalte, immer Landungen, worüber Meister Antifer tüchtig brummte. Beim Ueberschreiten des Polarkreises, der durch eine quer über Deck gespannte Schnur versinnbildlicht wurde, weigerte er sich auch, darüber zu springen, während sich Gildas Tregomain und Juhel dem lustigen Gebrauche fügten. Weiter nach Norden hinauf vermied der Dampfer den berühmten Maëlstrom, dessen gurgelndes Wasser sich in gigantischen Wirbeln dreht. Dann erschienen die Lofoten, die von den norwegischen Schiffern so viel besuchte Inselgruppe, im Westen, und am 17. ging der Dampfer im Hafen von Tromsö vor Anker.

Wenn man sagt, daß es bei dieser Fahrt sechzehn Stunden von je vierundzwanzig geregnet hatte, so ist das nur bezüglich der Zahlen richtig. Das Zeitwort »regnen« ist aber ganz unzureichend, um eine Vorstellung von den hier herabstürzenden Wassermengen zu geben, worüber sich

unsre Reisenden übrigens nicht zu beklagen hatten. Es war das der Beweis, daß die Temperatur sich verhältnißmäßig hoch hielt. Leute, die bis zum fünfundsiebzigsten Breitengrade hinauf wollten, hatten ja weit mehr den plötzlichen Eintritt arktischer Kälte zu fürchten, die jede Annäherung an Spitzbergen sehr erschweren, wenn nicht gar verhindern mußte. Im Juli ist es schon etwas spät, eine Fahrt dorthin anzutreten. Das Meer kann hier durch ein Umspringen des Windes sehr schnell zum Stehen kommen, und wenn Meister Antifer in Hammerfest etwa zurückgehalten wurde, bis schon die ersten Eisschollen nach Süden trieben, dann wäre es unklug gewesen, sich vielleicht auf einem Fischerkutter in jene Gegenden zu wagen.

Diese Möglichkeit machte auch Juhel ernstliche Sorge.

»Und wenn nun das Meer dann zufröre?  
fragte ihn einmal Gildas Tregomain.

– O, wenn es dazu käme, da wäre mein Onkel es imstande, am Nordcap zu überwintern und da die warme Jahreszeit abzuwarten.

– Ja, mein Junge, man kann doch Millionen nicht im Stiche lassen!« erwiderte der Frachtschiffer.

Entschieden ... der alte Schiffer von der Rance ließ sie nicht aus den Zähnen, ihm wollten die Diamanten von der Ma-Yumbabai nicht mehr aus dem Kopfe.

Und doch, erst von der Sonne Loangos gebraten worden zu sein, und nun auf den Gletschern des nördlichen Norwegens halb erfrieren zu sollen? ... Verwünschter Teufels-Pascha! Mußte er seine Reichthümer denn in so entsetzlicher Gegend verscharren!

Der Dampfer hielt sich nur einige Stunden in Tromsö auf, wo die Passagiere zum ersten Male mit Eingebornen von Lappland in Berührung kamen. Am Morgen des 21.

Juli lief er dann in den schmalen Fjord von Hammerfest ein.

Hier kamen Meister Antifer und Banquier Zambuco, Gildas Tregomain und Juhel, und auch Ben Omar, letzter freilich wie ein getrockneter Fisch eingepackt, endlich ans Land. Der Dampfer sollte die Touristen am nächsten Tage nach dem Nordcap, der äußersten nördlichen Spitze Norwegens, weiter befördern. Was kümmerte sich Pierre-Servan-Malo aber um das Nordcap! Dieser geographisch berühmte Kiesel konnte sich für ihn doch nicht mit dem spitzbergischen Eiland Nummer drei vergleichen!

Wie sich's gebührt, fand man ein »Nordpole Hotel« in Hammerfest, und nahm der Malouin mit Gefolge darin Wohnung.

Nun waren sie also in der Stadt, die an der Grenze des noch bewohnbaren Landes liegt. Etwa zweitausend Menschen bewohnen hier die Holzgebäude, darunter gegen dreißig Katholiken, die übrigen

Protestanten. Die Norweger sind ein schöner Menschenschlag, vorzüglich die Seeleute und Fischer, leider aber huldigen sie dem Trunke. Die Lappen sind klein, woraus man ihnen ja keinen Vorwurf machen kann, dazu aber auch von Gesicht (mit dem ungeheuern Munde, der Kalmückennase und dem gelblichen Teint) recht häßlich, wenn man auch anerkennen muß, daß sie arbeitssam und gewerbsthätig sind.

Gleich nachdem sie im Nordpole Hotel Zimmer belegt hatten, gingen Meister Antifer und die Seinigen, um ja keine Stunde zu verlieren, sogleich auf die Suche nach einem Fahrzeuge, das sie nach Spitzbergen bringen könnte. So kamen sie zu dem, von dem klaren Wasser eines hübschen Flusses gespeisten Hafen, an dem Holzpfähle eingerammt sind und Wohn- und Lagerhäuser – alle vom Geruche der benachbarten Trockenanstalten verpestet – sich erheben.

Hammerfest ist vor allem andern die Stadt der Fische und aller Erzeugnisse, die man aus dem Meere gewinnen kann. Die Hunde nähren sich davon, die Rinder, die Schafe nähren sich davon, und Hunderte in diesen merkwürdigen Gewässern thätige Boote schaffen davon mehr herzu, als verbraucht werden kann. Im ganzen eine merkwürdige Stadt, dieses Hammerfest, regnerisch in hohem Grade, hell in den langen Sommertagen, finster in den langen Winternächten, die hier häufig durch ein glänzendes Nordlicht gemildert werden.

Vor dem Hafeneingange machten unsre Reisenden Halt vor einer Granitsäule mit bronzenem Kapitale, das das norwegische Wappen zeigte und eine Erdkugel trug. Diese unter der Regierung Oskars I. errichtete Säule erinnert an die frühere Meridianmessung zwischen den Donaumündungen und Hammerfest. Von hier aus begaben sich unsre Reisenden nach den Bohlenwänden, an denen Fahrzeuge jeder Art und Größe, die alle dem

Fischfänge nahe der Küste oder auf hohem Meere obliegen, vertäut sind.

Norwegisch verstand zwar keiner von unsrer Gesellschaft, Juhel half aber mit der ihm geläufigen englischen Sprache, die ja so kosmopolitischer Natur ist, um auch in den skandinavischen Ländern verstanden zu werden.

Der Tag war noch nicht vergangen, da hatte man schon um ziemlich hohen Preis – was kam's jetzt darauf an? – einen Fischerkutter von hundert Tonnen, den »Kroon«, unter dem Befehl des Schiffers Olaf, gemiethet, der elf Mann Besatzung hatte. Dieser sollte seine Passagiere nach Spitzbergen bringen, sie dort erwarten, dann alles laden, was sie an Bord bringen würden, und endlich sollte er sie nach Hammerfest zurückführen.

Noch ein Glücksumstand für Meister Antifer, dessen Spiele die Trümpfe jetzt zuzufliegen schienen. Juhel hatte sich unter anderm erkundigt, ob im Laufe der letzten Tage ein Fremder hier gewesen und nach

Spitzbergen weiter gereist wäre – man antwortete ihm verneinend. Es schien also nicht so, als ob Saouk – o, der erbärmliche Ben Omar! – die beiden Erben Kamyk-Paschas überholt hätte, wenn er sich nicht auf anderm Weg nach dem Eiland Nummer drei begeben hatte. Das war jedoch kaum anzunehmen, da die Linie über Hammerfest die nächste war.

Der Tag verging unter einigen Spaziergängen. Meister Antifer und Zambuco hegten jetzt die Ueberzeugung, daß sie sich ihrem letzten Ziele näherten.

Als sich alle gegen elf Uhr niederlegten, war es noch hell, und die Dämmerung sollte auch nur erlöschen, um sich an den Strahlen des Morgenroths wieder zu entzünden.

Mit günstiger Südostbrise verließ der »Kroon« um acht Uhr morgens den Hafen und steuerte nach Norden zu.

Gegen sechshundert Meilen zu durchmessen, das verlangte höchstens fünf



Tage, wenn das Wetter einigermaßen günstig blieb. Jetzt war kein Zusammentreffen mit nach Süden treibendem Eise und auch nicht zu fürchten, daß Spitzbergen von solchem blockiert wäre. Die Temperatur hielt sich auf normalem Mittel und der herrschende Wind machte einen plötzlichen Frost unwahrscheinlich. Der mit Wolken bedeckte Himmel, Wolken, die sich in Regen und nicht in Schnee auflösten, bot keinen beunruhigenden Anblick. Manchmal drangen sogar noch Sonnenstrahlen durch einzelne Lichtungen. Juhel durfte also hoffen, daß die Sonne sichtbar sein werde, wenn er mit dem Sextanten vor dem Auge die Lagebestimmung des Eilands vornahm.

Entschieden lächelte ihnen jetzt das Glück und nichts ließ den Gedanken aufkommen, daß Kamyk-Pascha seine Erben, nachdem er sie bis zur äußersten Grenze Europas geführt hatte, noch ein viertes Mal vielleicht Tausende von Lieues von Spitzbergen hinweg verjagen würde.

Mit vollem Winde in den Segeln war der »Kroon« rasch vorwärts gekommen. Der Schiffer Olaf entsann sich kaum einer so günstigen Reise. Um vier Uhr früh am 26. Juli wurden schon nach Norden zu und bei völlig eisfreiem Meere hohe Berggipfel in Sicht gemeldet.

Das waren die ersten Theile von Spitzbergen, die Olaf von seinen häufigen Fischzügen in dieser Gegend her gut genug erkannte.

Spitzbergen bildet einen, vor zwanzig Jahren noch sehr wenig bekannten Winkel der Erde, dem sich der Touristenverkehr jetzt aber mehr und mehr zuwendet. Gewiß ist die Zeit nicht mehr fern, wo nach diesem norwegischen Gebiete – so wie schon jetzt nach dem Nordcap – Rückfahrkarten, wenn nicht gar solche bis zum Pole, zur Ausgabe gelangen.

Man wußte aber auch damals schon, daß Spitzbergen eine bis fast zum einundachtzigsten Breitengrade

hinaufreichende Inselgruppe bildet. Es besteht aus dem eigentlichen Spitzbergen, der Südost- und der Nordostinsel. Ob es zu Europa oder Amerika gehört, ist eine rein wissenschaftliche Frage, die sich hier der Erörterung entzieht. Gewiß ist dagegen, daß vorzüglich englische, dänische und russische Schiffe zum Walfischfang und zum Robbenschlag hierher kommen. Die Erben Kamyk-Paschas kümmerte die Nationalität dieses Archipels nicht weiter, wenn er ihnen nur die, durch ihre Zähigkeit und Ausdauer gewiß verdienten Millionen auslieferte.

Der Name Spitzbergen rührt von dessen schwer zugänglichen Höhen her. Von dem Engländer Willoughby 1553 entdeckt, gaben ihm später die Holländer Barnetz und Cornelius seinen Namen. Der Archipel enthält außer den drei Hauptinseln auch noch einen Kranz kleiner Eilande.

Nachdem er auf der Karte 15-° 11' östl. Länge und 77° 19' nördl. Breite abgestochen hatte, bestimmte Juhel den

Schiffer Olaf, die Südostinsel, die südlichste der Gruppe, anzulaufen.

Der »Kroon« segelte mit gutem Rückenwind schnell darauf zu. Die fünf oder sechs Meilen bis zur Insel wurden in einer Stunde zurückgelegt.

Der »Kroon« ankerte zwei Kabellängen vor einem Eilande, das ein am Vorsprunge der Hauptinsel schroff aufsteigendes Vorgebirge überragte.

Es war zwölfeinviertel Uhr. Die ganze Gesellschaft stieg in die Schaluppe des »Kroon« und begab sich nach dem Eilande.

Große Völker von Möven und Taucherenten und dergleichen flatterten unter lautem Geschrei empor. Eine Heerde Robben wälzte sich ins Wasser und machte den Eindringlingen nicht ohne klägliches Gröhlen Platz.

Der Schatz war offenbar gut bewahrt!

Kaum auf dem von Kamyk-Pascha  
erwählten Eiland, nahm Meister Antifer  
wegen Mangels an Flaggen und Kanonen  
mit einem kräftigen Fußtritt von dem  
Millionen-Boden Besitz.

Welch' unerwartetes Glück nach so vielen  
Fehlschlägen! Man brauchte nicht einmal  
unter dem Felsengewirr zu suchen! Gleich  
zu Anfang waren unsre Reisenden an der  
Stelle ans Land gekommen, wo der  
Aegypter seine Schätze vergraben hatte.

Das Eiland war verlassen. Kein  
menschliches Wesen befand sich darauf,  
nicht einmal einer jener Eskimos, die das  
hiesige strenge Klima bequem vertragen.  
Nach der Seeseite kein Schiff in Sicht.  
Nichts ... nichts als das unendliche  
Polarmeer!

Meister Antifer und der Banquier Zambuco  
vermochten sich kaum noch zu halten.  
Sogar in den Dörrfischaugen des Notars  
leuchtete eine kleine Flamme auf. Gildas  
Tregomain, der jetzt aufgeregter war als je

seit der ersten Abreise und der mit gekrümmtem Rücken und gespreizten Beinen dastand, war gar nicht mehr zu erkennen. Doch, warum sollte er sich nicht freuen über das Glück des Freundes?

Noch versprechender war auch der Umstand, daß der Erdboden hier keine Fußspuren zeigte. Neuerdings war hier entschieden niemand ans Land gekommen. Die vom Regen erweichte Erde hätte die Fußtapfen gewiß bewahrt. Bezüglich des schurkischen Saouk konnte man sich also jeder Besorgniß ent schlagen. Der schreckliche Sohn Murad's hatte den legitimen Erben des Schatzes nicht zuvorkommen können, oder er war unterwegs aufgehalten worden, so daß, wenn er erst nach Meister Antifer kam, seine Nachsuchungen nutzlos würden.

Wie das erste Document für das erste Eiland, so gab auch das zweite an, daß die Nachsuchungen sich auf eine der südlichen Spitzen richten sollten. Die Gesellschaft begab sich also nach der, die hier ins Meer

hinausragte. Ihre scharfen Kanten waren weder von Tang überlagert, noch von Schnee bedeckt, was die Nachsuchungen wesentlich erleichterte.

Faßt einen das Glück erst an der Hand, so braucht man sich nur führen zu lassen, und so wurde auch Pierre-Servan-Malo nach einem Felsen geführt, der jenen Monolithen gleich emporragte, welche die frühere Anwesenheit von Polarforschern an der betreffenden Stelle bezeichnen.

»Hier! ... Hier!« rief er mit vor Erregung erstickter Stimme.

Alle liefen herbei ... sahen nach der angedeuteten Richtung hin ...

An der Vorderseite jenes Monolithen zeigte sich das Monogramm Kamylyk-Paschas, das Doppel- K, so tief eingemeißelt, daß auch das Polarklima dessen Linien nicht hatte verwischen können.

Schweigend standen alle davor, und alle entblößten das Haupt, wie angesichts des Grabes eines Helden. Wenn sich's hier auch nur um ein einfaches Loch handelte, so barg dieses Loch ja hundert Millionen! Doch – zur Ehre der menschlichen Natur! – verfolgen wir diesen Gedankengang nicht weiter.

Schnell ging's ans Werk. Jetzt beseitigten Spitzhaue und Schaufel ziemlich leicht die Felsstücken am Fuße des Monolithen. Jeden Augenblick erwartete man, daß der Stahl auf den Eisenreif eines Fasses treffen oder dessen Dauben zerschmettern sollte.

Plötzlich verursachte die Spitzhaue, die Meister Antifer schwang, ein seltsames Knirschen.

»Endlich!« stieß er hervor, indem er eine rohe Felsenplatte emporhob, die die Oeffnung zur Schatzkammer bedeckte.

Dem Freudengeschrei folgte aber sofort ein Ausruf der Enttäuschung, ein so lauter Ruf,



daß man ihn einen Kilometer weit hätte  
hören können.

Die Hauptperson unsrer Erzählung hatte  
ihn, das Werkzeug fallen lassend,  
ausgestoßen.

In der Aushöhlung befand sich ein  
Kästchen – ein metallenes Kästchen mit  
dem Doppel- κ darauf – ein Kästchen, ganz  
ähnlich denen, die im Golfe von Oman und  
in der Ma-Yumbabai gefunden worden  
waren.

»Noch einmal!« seufzte der Frachtschiffer,  
der die Arme zum Himmel emporhob.

Ja, das war bezeichnend für die Lage ... ja,  
noch einmal! ... Noch einmal würde es  
jedenfalls nothwendig werden, ein weiteres  
– viertes! – Eiland zu suchen ...

In aufbrausender Wuth faßte Meister  
Antifer seine Spitzhaue und mit wuchtigem  
Schlage zertrümmerte er das Kästchen ...

Diesem entfiel ein vergilbtes Pergament,  
das durch eingedrungenes Wasser  
theilweise übel zugerichtet war.

Für den Reverend Tyrcomel, der ja keine  
solchen Auslagen, wie seine Miterben  
gehabt hatte, fand sich diesmal kein  
Diamant vor. Ein wahres Glück! Der  
Eiferer hätte ihn doch nur in Rauch  
aufgehen lassen.

Doch kehren wir zu dem Pergament zurück.  
Sich seiner zu bemächtigen, es vorsichtig,  
da es zu zerreißen drohte, zu entfalten, das  
war für Juhel, der allein seine Ruhe bewahrt  
hatte, das Werk eines Augenblicks.

Meister Antifer, mit der Faust gen Himmel  
drohend, Zambuco mit gesenktem Kopfe,  
Ben Omar ganz zerschmettert und Gildas  
Tregomain ganz Auge und Ohr – alle  
bewahrten das tiefste Schweigen.

Das Schriftstück bestand aus einem  
einzigem Blatte, dessen oberer Theil von der  
Feuchtigkeit nicht gelitten hatte. Darauf

befanden sich einige Zeilen, wie bei den früheren Documenten in französischer Sprache.

Juhel konnte diese ohne zu stocken vorlesen, und sie lauteten:

»Drei Männer giebt es, gegen die ich Verpflichtungen habe und denen ich ein Zeichen meiner Dankbarkeit hinterlassen möchte. Wenn ich drei Documente auf drei verschiedenen Eilanden niederlegte, so geschah es darum, daß sich um diese drei Männer, die bei ihren nothwendigen Fahrten nach einander in nähere Beziehungen treten mußten, ein unlösliches Freundschaftsband schlingen sollte ...«

Nun ja, das hatte er erreicht, der vortreffliche Pascha!

»Wenn es ihnen Mühe und Beschwerden kostet, sich in Besitz dieses Vermögens zu setzen, so mögen sie nicht vergessen, daß es mir nicht leichter geworden ist, es ihnen zu erhalten!

Diese drei Männer sind: Der Franzose Antifer, der Malteser Zambuco und der Schotte Tyrcomel. Sollte einer von ihnen inzwischen durch den Tod abgerufen worden sein, so geht der Anspruch auf diese Erbschaft auf ihre Rechtsnachfolger über. Nachdem nun vorliegendes Kästchen in Gegenwart des von mir zum Testamentsvollstrecker bestimmten Notars Ben Omar geöffnet worden ist und die Erben von dem Document, *das das letzte ist*, Kenntniß genommen haben, mögen sie sich nach dem vierten Eilande begeben, wo die Fässer mit Gold, Diamanten und Edelsteinen von meiner Hand vergraben liegen.«

Trotz der Unannehmlichkeit, noch ein viertes Eiland aufsuchen zu müssen, gaben Meister Antifer und die andern hierbei doch einen Seufzer der Erleichterung von sich.

»Zur Auffindung dieses vierten Eilands, fuhr Juhel fort, genügt die Weiterführung ...«

Leider war der untere Theil des Pergaments halb zerstört. Die Sätze waren unlesbar ... die meisten Wörter fehlten ...

Vergebens bemühte sich der junge Kapitän, den Rest zu entziffern.

»Eiland ... gelegen ... geometr... Gesetz ...

– Nun weiter, weiter!« drängte Meister Antifer.

Juhel konnte aber nicht weiter lesen. Der untere Theil des Schriftstücks ließ nur noch einzelne Wörter erkennen, die er vergebens verständlich zu verbinden suchte. Von den Ziffern der Länge und der Breite fand sich keine Spur vor ...

Juhel wiederholte den angefangenen Satz.

»Gelegen ... geometr ... Gesetz ...«

Endlich gelang es ihm, noch ein letztes Wort, das Wort »Pole« zu entziffern.

»Pole? ... rief er. Sollte hier vom Nordpole die Rede sein?

– Wenn nicht gar vom Südpole!« murmelte der Frachtschiffer.

Da hatte man ja klar und deutlich die schon vermuthete Mystification! Der Pol, nun gar der Pol! War es denn je einem Menschen gelungen, den Fuß auf den Pol zu setzen?

Meister Antifer sprang auf seinen Neffen zu, entriß ihm das Dokument, versuchte es zu enträthseln ... stammelte aber auch nur die einzelnen halbverwischten Worte hervor.

Nichts ... nichts, was gestattet hätte, die Coordinaten des vierten Eilands zu bestimmen. Man mußte darauf verzichten, das jemals zu entdecken! ...

Und als es Meister Antifer klar wurde, daß das Spiel gänzlich verloren war, da stürzte er, wie vom Blitze getroffen, starr und steif zur Erde.



## XV.

Worin man den Finger Enogates einen Kreis beschreiben sehen wird, und welche Folgen diese unschuldige Spielerei haben sollte.

Am 12. August herrschte in dem Hause der Rue des Hautes-Salles in Saint-Malo helle Freude. Inmitten eines zahlreichen Geleites von Freunden und Bekannten hatte am Morgen gegen zehn Uhr ein Brautpaar dasselbe in vollem Hochzeitsstaat verlassen.

Erst hatte die Mairie und dann die Kirche die ganze Gesellschaft bestens aufgenommen. In der Mairie wurde vom Standesbeamten eine hübsche Anrede gehalten, in der Kirche eine ergreifende Predigt über das interessante Thema, das für den Reverend Tyrcomel niemals Bedeutung gewinnen konnte. Dann hatten



alle das Brautpaar, das eben durch standesamtliche und kirchliche Trauung zu einem Ehepaare geworden war, nach der Wohnung zurückbegleitet.

Um in Anbetracht der unglaublichen Schwierigkeiten, die sich dieser Eheschließung entgegengestellt hatten, jedem Irrthume vorzubeugen, erklären wir hiermit, daß die beiden Gatten Enogate und Juhel waren.

Juhel hatte also weder eine Prinzessin, noch eine Herzogin oder eine Baronesse, und Enogate ebenso keinen Prinzen, keinen Herzog und auch keinen Baron geheiratet. Wegen Mangels der nöthigen Zahl von Millionen hatten sich die Wünsche ihres Onkels nicht verkörpert. Hoffentlich fühlten sie sich darum nicht weniger glücklich.

Außer den beiden meist interessierten Personen strahlten auch noch zwei andre vor Freude: einerseits Nanon, die nun das Glück ihrer Tochter gesichert wußte, andererseits Gildas Tregomain, dessen

hübscher Rock, blaue Beinkleider,  
Seidenhut und weiße Handschuhe  
verriethen, daß er seinem jungen Freunde  
Juhel als Trauzeugen gedient hatte.

Nun wohl ... doch warum geschieht des  
Pierre-Servan-Malo hierbei gar keine  
Erwähnung?

So wollen wir von ihm und von denen  
reden, die bei dem anstrengenden,  
gefährlichen Zuge nach einem  
unerreichbaren Schatze beteiligt waren.

Eine Stunde nach der Auffindung der  
letzten Notiz auf dem Eilande Nummer  
drei, die mit einer ungeheuern  
Enttäuschung und mit schier grenzenloser  
Verzweiflung endigte, waren die Passagiere  
des »Kroon« wieder an Bord  
zurückgekehrt. Meister Antifer wurde dabei  
auf den Armen der zu diesem Zwecke  
herbeigerufenen Matrosen davongetragen.

Ließ nicht alles befürchten, daß er unter  
dieser letzten Katastrophe den Verstand

eingebüßt habe? ... Ja, und doch entging er diesem Unglück, obwohl es für ihn vielleicht besser gewesen wäre, wenn er sich der Dinge der Welt niemals wieder bewußt wurde! Seine Niedergeschlagenheit war so groß, seine Trauer so tief, daß weder Juhel noch Tregomain ihm ein Wort zu entlocken vermochte.

Die Rückreise ging nun zu Wasser und zu Land so schnell wie möglich vor sich. Der »Kroon« brachte seine Passagiere nach Hammerfest, der Dampfer vom Nordcap landete sie in Bergen. Da die Eisenbahn von Drontheim nach Christiania noch nicht im Gange war, mußten sie sich nach der norwegischen Hauptstadt mittelst Wagens begeben. Ein Dampfer führte sie dann nach Kopenhagen, und die Eisenbahnen Dänemarks, Deutschlands, Hollands, Belgiens und Frankreichs brachten sie erst nach Paris und dann nach Saint-Malo.

In Paris nahmen Meister Antifer und der Banquier Zambuco, sehr unzufrieden mit einander, Abschied. Fräulein Talisma

Zambuco blieb voraussichtlich ihr Leben lang unvermählt. Jedenfalls stand es nicht in den Sternen geschrieben, daß es Pierre-Servan-Malo wäre, der sie aus dieser peinlichen Lage erlöste, gegen die sie seit so vielen Jahren ankämpfte. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß der auf den Meister Antifer entfallende Antheil an den von Zambuco vorschußweise bestrittenen Reisekosten, und der war nicht gerade gering, vollständig gedeckt wurde. Der Verkauf des Diamanten ließ aber doch noch eine ansehnliche Summe für die Tasche des Malouins übrig. Nach dieser Seite hin hatte er also wenigstens über keine Verluste zu klagen.

Der Notar Ben Omar verlangte, was ihm zukam, gar nicht.

»Und nun scheert Euch zum Teufel! rief ihm Meister Antifer als Lebewohl zu.

– Und sucht gut mit ihm auszukommen!« glaubte der Frachtschiffer, wie zum Troste, hinzusetzen zu müssen.

Ben Omar eilte auf kürzestem Wege nach Alexandria und schwor sich, daß ihn niemand wieder bewegen sollte, einem Schatze nachzulaufen.

Am nächsten Tage waren Meister Antifer, Gildas Tregomain und Juhel wieder in Saint-Malo zurück. Und welchen Empfang fanden sie hier bei ihren Landsleuten! ... Er gestaltete sich höchst sympathisch, obwohl gewisse Spottvögel sich nicht enthalten konnten, die Reisenden, die ganz oder beinahe Dickhänse geblieben waren wie vorher, weidlich aufzuziehen.

Nanon und Enogate hatten nur süße Trostesworte für ihren Bruder, Onkel, Neffen und Freund. Alle umarmten sich, daß sie beinahe erstickten, und im Hause begann nun das altgewohnte Leben aufs neue.

Jetzt verweigerte auch Meister Antifer, außer Stande, seinen Neffen und seine Nichte mit der geträumten Millionenmitgift auszustatten, seine Zustimmung zu deren

Heirat nicht mehr, ertheilte sie aber doch nur mit den lebenswürdigen Worten:

»So mögen Sie in Gottes Namen thun, was sie nicht lassen können; mich laßt aber bei der ganzen Geschichte in Ruhe!«

Damit mußte man sich zufrieden geben, und nun ging's an die Vorbereitungen zur Hochzeit. Meister Antifer betheiligte sich nicht dabei. Er verließ kaum noch sein Zimmer, wo er Tag und Nacht unzählige Kiesel zermalmte, immer eine Beute dumpfen Zornes, der bei der ersten Gelegenheit auszubrechen drohte.

Auch die Eheschließung fand statt, ohne daß er sich bestimmen ließ, ihr selbst beizuwohnen. Gildas Tregomain's Zureden blieb fruchtlos, er genierte sich sogar nicht im mindesten, diesem zu sagen:

»Du thust unrecht, lieber Freund!

– Möglich.

– Du machst den Kindern nur Kummer ...  
ich erwarte von Dir ...

– Und ich bitte Dich, mich ungeschoren zu  
lassen, Frachtschiffer!«

Endlich wurden Enogate und Juhel getraut,  
und statt zweier Zimmer im Hause der Rue  
des Hautes-Salles hatten sie nun darin nur  
noch ein einziges inne. Wenn sie es  
verließen, geschah es nur, um mit Nanon  
beim besten der Menschen, ihrem Freunde  
Tregomain, ein Stündchen zu verplaudern.  
Hier sprachen sie häufig von Meister  
Antifer und beklagten es, ihn immer in so  
erregtem und traurigem Zustande zu sehen.  
Er ging nicht mehr aus, vertrug sich mit  
keinem Menschen mehr. Jetzt war es vorbei  
mit den Spaziergängen, die er sonst, das  
Pfeifchen im Munde, alltäglich auf den  
Wällen oder den Hafenquais unternahm. Es  
sah aus, als schämte er sich vor den Leuten.

»Ich fürchte, seine Gesundheit wird  
darunter leiden, sagte Enogate, deren

schöne Augen sich verschleierten, wenn sie von ihrem Onkel sprach.

– Ich auch, mein liebes Kind, antwortete Nanon, und jeden Tag bitte ich Gott, daß er meinem armen Bruder wieder etwas Ruhe schenken möge.

– Abscheulicher Pascha! rief Juhel. Er hatte es wohl so nöthig, uns seine Millionen in den Weg zu werfen.

– Und noch dazu Millionen, die wir nicht einmal gefunden haben, antwortete Gildas Tregomain. Und doch ... sie sind vorhanden ... irgendwo, und wenn wir die letzten Angaben vollständig hätten lesen können ...«

Eines Tages sagte der Frachtschiffer zu Juhel:

»Weißt Du, was ich denke, mein Junge?

– Nun, was denken Sie, Herr Tregomain?



– Daß Dein Onkel weniger aus Rand und Band wäre, wenn er den Ort, wo der Schatz liegt, erfahren hätte, selbst wenn er ihn nicht in die Hände bekam.

– Vielleicht haben Sie recht, Herr Tregomain. Was ihn bedrückt, ist, daß er das Schriftstück mit der Angabe der Lage des vierten Eilands in der Hand hatte, ohne dessen letzte Zeilen enträthseln zu können.

– Und das wäre nun die letzte Anstrengung gewesen! antwortete der Frachtschiffer. Das Document ließ darüber keinen Zweifel übrig ...

– Mein Onkel hat es auch aufbewahrt, und läßt es kaum aus den Augen. Immer und immer wieder bemüht er sich, es zu lesen ...

– Verlorne Liebesmüh', mein Junge, leider müssen wir uns damit bescheiden! Der Schatz Kamylik-Paschas wird nie ... niemals gefunden werden!«

Das war wohl höchst wahrscheinlich.

Wir fügen hier ein, daß einige Tage nach der Hochzeit Nachricht eintraf, was aus dem elenden Saouk geworden war. Wenn der Schurke dem Meister Antifer und den andern in Spitzbergen nicht zuvorkommen konnte, lag das daran, daß er sich in Glasgow hatte erwischen lassen, und zwar gerade, als er nach den arktischen Gegenden absegeln wollte. Daß die Tyrcomel'sche Angelegenheit, der Ueberfall, von dem sich der Geistliche nur langsam erholte, vielen Staub aufgewirbelt hatte, ist ja erklärlich, ebenso wie die Verhältnisse, unter denen die berühmte Breite von seinen Schultern abgelesen wurde. Das setzte natürlich die Polizei von Edinburg in ungewöhnliche Bewegung und es wurden alle Maßregeln getroffen, den Verbrecher zu entdecken, von dem der Clergyman ja eine ganz genaue Personalbeschreibung geliefert hatte.

Am Morgen des Ueberfalls hatte sich Saouk, ohne erst nach Gibb's Royal Hotel zurückzukehren, in den Zug nach Glasgow geworfen. Hier hoffte er ein Schiff nach

Bergen oder nach Drontheim zu finden. Statt sich an der Ostküste von Schottland einzuschiffen, wie es Meister Antifer gethan hatte, wollte er von der Westküste aus abdampfen. Die Weglänge war dabei ziemlich die gleiche und er rechnete darauf, das Ziel vor den rechtmäßigen Erben Kamyk-Paschas zu erreichen.

Zu seinem Unglück mußte er in Glasgow eine ganze Woche warten, ehe sich ihm eine passende Fahrgelegenheit bot, und zum Glück für die Gerechtigkeit auf Erden wurde er noch angehalten, als er endlich an Bord gehen wollte. Auf der Stelle verhaftet, verurtheilte man ihn zu mehrjährigem Gefängnisse – was ihm eine Reise nach Spitzbergen ersparte, eine Reise übrigens, die ihm auch keinen Nutzen gebracht hätte.

Von den ersten Nachforschungen im Golfe von Oman bis zu den letzten im Polarmeere, alles zusammengenommen, ergab sich also, daß der Schatz unwiderruflich da vergraben blieb, wo ihn sein verfolgter Eigenthümer in den

Eingeweiden einer kleinen Insel verborgen hatte, und folglich gab es nur einen Menschen, einen einzigen, der sich nicht zu beklagen brauchte, im Gegentheil, dem Himmel danken konnte: das war der Reverend Tyrcomel. Nur zu einem Francs das Stück gerechnet, wie viele Millionen Sünden hätten in dieser Welt begangen werden können, wenn sich die Millionen des Paschas über die gebrechliche Menschheit verbreiteten!

Inzwischen verging die Zeit. Juhel und Enogate hätten sich eines ungetrübten Glücks zu erfreuen gehabt, wenn der beklagenswerthe Zustand ihres Onkels nicht gewesen wäre. Andererseits sah der junge Kapitän nicht ohne Bangen die Stunde herannahen, wo er seine geliebte Frau, seine Familie, seine Freunde würde verlassen müssen. Der Bau des Dreimasters für das Haus Le Baillif schritt immer weiter vor, und bekanntlich war Juhel zum Obersteuermann auf demselben ausersehen. Für sein Alter eine recht hübsche Stellung. Noch sechs Monate, und dann sollte er

draußen auf dem weiten Meere nach Indien schwimmen.

Juhel unterhielt sich hierüber öfters mit Enogate. Die junge Frau wurde ganz traurig bei dem Gedanken, sich von ihrem Manne trennen zu sollen. In den Seehäfen ist man so etwas indeß schon mehr gewöhnt. Enogate gab ihren Besorgnissen auch weniger in Bezug auf ihre Person, als auf den Onkel Antifer Ausdruck. Für seinen Neffen mußte es ja ebenfalls ein nicht geringer Kummer sein, ihn in diesem Zustand zu verlassen, und wer weiß, ob er ihn noch wieder sehen sollte ...

Dann und wann kam Juhel auch auf das unvollständige Schriftstück, auf die letzten nicht leserlichen Zeilen des Dokuments zurück. Diese Zeilen enthielten ja den Anfang eines Satzes, an den er bis zum Besessensein denken mußte.

Der Satz begann: »Es genügt die Weiterführung.« ...

Und dann die Worte: »Eiland ... gelegen ...  
geometr ... Gesetz ... Pole ...«

Um welches geometrische Gesetz handelte es sich da? Verband es etwa die verschiedenen Eilande miteinander? Sollte der Pascha sie nicht ganz willkürlich gewählt haben? War es nicht nur eine reine Laune, daß er sie nach einander in den Golf von Oman, nach der Ma-Yumbabai und nach Spitzbergen geführt hatte? Wollte der reiche Aegypter, der sich gern mit Mathematik beschäftigte, dabei vielleicht gleichzeitig ein zu lösendes Problem aufstellen?

Konnte man, was das Wort »Pol« betraf, wohl daran denken, daß damit das Ende der Erdachse gemeint sei? Nein, hundertmal nein! Doch welchen Sinn hatte es dann?

Juhel zermartete sich den Kopf, zu einer Lösung zu kommen, die ihm niemals gelingen wollte.

»Pol ... Pol ... hierin liegt vielleicht der Knoten!« wiederholte er öfters.

Häufig sprach er auch mit dem Frachtschiffer darüber, und Gildas Tregomain redete Juhel eher zu, über die Sache weiter nachzudenken, da er an dem Vorhandensein der Millionen ganz und gar nicht mehr zweifelte.

»Na, krank zu machen brauchst Du Dich aber nicht, mein Junge, um diesen Rebus zu lösen ...

– O, Herr Tregomain, es geschieht ja nicht sinnlich, das versichere ich Ihnen! Mir ist der ganze Schatz keinen Deut Werth! Es geschieht um meines Onkels willen ...

– Ja, ja, Deines Onkels, Juhel! ... Die Sache ist ja hart für ihn! Das Document so ... unter den Augen ... gehabt zu haben und ... es ... nicht haben lesen können! Du hast also noch keine Spur entdeckt?

– Nein, Herr Tregomain, es findet sich jedoch das Wort »geometr« in dem Satze, und wahrscheinlich verweist das Document auf eine gewisse geometrische Beziehung. Und dann: »Es genügt die Weiterführung ...«

Wessen? ...

»Da steckt's! ... Ja, wessen? wiederholte der Frachtschiffer.

– Und vorzüglich das Wort »Pol«, dessen Sinn ich hier gar nicht verstehen kann!

– Wie schade, mein Junge, daß ich von so etwas rein gar nichts verstehe! ... Da könnte ich Dir sonst zu steuern helfen!«

Zwei Monate verstrichen. Im geistigen Zustande des Meister Antifer und bezüglich der Lösung des Problems hatte sich nicht das geringste verändert.

Am 15. Oktober befanden sich Enogate und Juhel vor dem Frühstück in ihrem Zimmer.



Es war etwas kalt. Im Kamin loderte ein lustiges Feuer.

Die junge Frau, deren Hände in denen Juhels lagen, sah ihren Gatten schweigend an. Als sie seine gedrückte Stimmung bemerkte, sagte sie, um ihn auf andre Gedanken zu bringen:

»Lieber Juhel, begann sie, Du hast mir ja während Eurer unglücklichen Reise oft geschrieben. Ich habe Deine Briefe aufgehoben und lese sie immer und immer wieder.

– Sie erwecken in uns nur traurige Erinnerungen, mein Herz ...

– Ja wohl ... und doch achtete ich darauf, sie aufzubewahren ... und das wird auch stets der Fall sein. Diese Briefe haben mir aber nicht alles sagen können, was Euch begegnete, und die Reise selbst hast Du mir niemals ins einzelne eingehend geschildert. Willst Du mir heute davon erzählen?

– Was könnte das nützen?

– Es wird mir Vergnügen bereiten! Ich denke mir da, ich wäre mit Dir zu Schiffe ... in der Eisenbahn ... unter der Karawane ...

– Ja, mein Herzblättchen, da brauchten wir aber eine Karte, um Dir unsre Kreuz- und Querzüge Punkt für Punkt zeigen zu können?

– Nun, da steht ja eine Erdkugel ... Genügt sie nicht dazu?

– Vollkommen.«

Enogate holte von Juhels Schreibtisch eine mit Metallfuß versehene Erdkugel und stellte sie auf den Tisch vor dem Kamin.

Da Juhel sah, daß es Enogate Vergnügen bereiten würde, setzte er sich neben sie, drehte ihnen an dem Globus die Seite mit Europa zu und sagte, indem er den Finger über Saint-Malo aufsetzte:

»Nun denn, vorwärts!«

Die beiden einander genäherten Köpfe berührten sich, und es ist wohl nicht zu verwundern, wenn zwischen den verschiedenen Punkten dieser Reiseroute dann und wann ein Kuß ausgetauscht wurde.

Mit dem ersten Satze sprang Juhel von Frankreich nach Aegypten, wo Meister Antifer und seine Begleiter nach Suez gekommen waren, dann glitt sein Finger über das Rothe Meer und den Indischen Ocean und hielt im Staate des Imans von Mascat an.

»Ah, Mascat! ... Das liegt also hier, sagte Enogate, und das Eiland Nummer eins wohl nahe dabei?

– Ja, natürlich, ein Stück draußen im Golfe!«

Durch eine Drehung des Globus gelangte Juhel dann nach Tunis, wo sie den Banquier Zambuco abgeholt hatten. Er überschritt das ganze Mittelmeer, verweilte ein wenig

in Dakar, durchschnitt den Aequator, ging an der Küste Afrikas herunter und hielt wieder über der Ma-Yumbabai an.

»Hier liegt wohl das Eiland Nummer zwei? fragte Enogate.

– Ganz recht, mein Frauchen.«

Nun mußte er wieder längs Afrikas hinauf, ganz Europa übergleiten und über Edinburg stehen bleiben, wo sie mit dem Reverend Tyrcomel in Berührung gekommen waren. Sich endlich nach Norden wendend, ruhte der Finger der beiden Gatten auf den verlassenen Felsen von Spitzbergen.

»Hier ist also das Eiland Nummer drei!« rief Enogate.

– Ja, meine Liebe, das Eiland Nummer drei, wo uns von dieser großen dummen Reise die ärgste Enttäuschung erwartete!«

Die Erdkugel betrachtend saß Enogate ganz still und stumm da.

»Wie ist Euer Pascha aber darauf gekommen, sagte sie, diese drei Eilande eins nach dem andern zu wählen?

– Das wissen wir eben nicht und werden es ohne Zweifel niemals wissen!

– Niemals? ...

– Und doch müssen jene drei Eilande, wenn dem letzten Dokument zu glauben ist, durch irgend ein geometrisches Gesetz mit einander verbunden sein ... Da ist auch das Wort »Pol«, das mir Kopfschmerzen macht ...«

Während er so sprach und sich sozusagen auf Fragen, die er schon oft aufgeworfen, selbst antwortete, versank Juhel in eine Art Träumerei. In diesem Augenblick schien es, als ob er mit allen Kräften seines Geistes arbeitete, um das dunkle Geheimniß zu enthüllen.

Während er darüber nachsann, hatte sich Enogate dem Globus genähert und ergötzte

sich daran, mit dem Finger der ganzen Linie, die ihr Juhel bezeichnet hatte, nachzugleiten. Ihr Zeigefinger ruhte dabei zuerst auf Mascat, dann war er, einen Bogen beschreibend, nach Ma-Yumba gekommen, nachher, unter Verlängerung desselben Bogens, hinauf nach Spitzbergen, und wenn sie den gleichen Bogen noch weiter folgte, führte er sie nach dem Punkte der Abreise zurück.

»Ei sieh, rief sie lächelnd, das giebt ja einen Kreis ... Ihr seid rundherum gefahren ...

– Rund herum? ...

– Ja ... bester Freund ... Einen vollen Kreisbogen ... eine Rundreise ...

– Rundreise!« rief Juhel.

Er hatte sich erhoben, that im Zimmer einige Schritte auf und ab, und wiederholte:

»Einen Kreisbogen ... einen Kreisbogen!  
...«

Darauf kommt er an den Tisch zurück ... er ergreift die Erdkugel ... Jetzt beschreibt sein Finger noch einmal die Kreislinie auf dieser und er stößt einen Schrei aus ...

Erschreckt starrt ihn Enogate an. War er toll geworden ... er auch ... wie sein Onkel? ... Sie sieht ihn zitternd an ... Thränen füllen ihre Augen ...

Da stößt Juhel einen zweiten Aufschrei aus.

»Gefunden ... gefunden! ...

– Was denn?

– Das Eiland Nummer vier!«

Der junge Kapitän ist wohl nicht mehr recht bei Verstand ... Das Eiland Nummer vier? Unmöglich?

»Herr Tregomain, Herr Tregomain!« ruft Juhel, der das Fenster öffnet und dem Nachbar zuwinkt.

Dann tritt er noch einmal an den Globus, er fragt ihn ... man möchte sagen, er unterhält sich mit der Pappkugel ...

Eine Minute später ist der Frachtschiffer im Zimmer, und der junge Kapitän schreit ihm ins Gesicht:

»Gefunden! ...

– Ja, was hast Du denn gefunden, mein Junge?

– Ich habe herausgefunden, wie die drei Eilande geometrisch zusammenhängen, und welche Stelle das Eiland Nummer vier einnehmen muß ...

– Ist das menschenmöglich!« erwidert Gildas Tregomain.

Und wenn er sich jetzt Juhel ansieht, kommt es ihm wie Enogate vor, als ob der junge Kapitän übergeschnappt wäre.

»Nein, nein, ruft Juhel, der ihn verstanden hat, nein ... ich habe meinen Verstand



richtig beisammen! ... Hört nur zu ...

– Ich höre!

– Die drei Eilande liegen im Umfange eines und desselben Kreises. Schön! Nun denken wir uns diese in einer Ebene gelegen und verbinden je zwei mit einer geraden Linie, der Linie, »deren Weiterführung genügt«, wie das Document sagt, und errichten wir einen Perpendikel in der Mitte dieser beiden Linien ... die beiden Perpendikel schneiden sich dann im Mittelpunkte des Kreises, und in diesem Mittelpunkte – diesem »Pol«, da es sich um eine Kugelschaale handelt – liegt das gesuchte Eiland Nummer vier!«

Man erkennt, es war eine sehr einfache geometrische Aufgabe, eine einfache Laune Kamyk-Paschas, die er im Einverständniß mit dem Kapitän Zô ins Praktische übersetzt haben wollte! Und wenn Juhel die Lösung nicht eher gefunden hatte, so lag es nur daran, daß er nicht bemerkt hatte, daß

die drei Eilande drei Punkte auf dem nämlichen Kreise einnahmen.

Der hübsche Finger Enogates war es gewesen, der diesen dreimal gebenedeiten Kreisumfang beschrieben und dadurch die Lösung des Räthsels ermöglicht hatte!

»Sollte man's für möglich halten! rief der Frachtschiffer immer wieder.

– Es ist aber doch so, Herr Tregomain, sehen Sie nur ordentlich hin, so müssen Sie sich davon auch überzeugen!«

Den Frachtschiffer vor den Globus drängend, bezeichnete er darauf die Linie, in der die drei Eilande lagen, wobei er über folgende Punkte kam, die Kamyk-Pascha hätte ebensogut wählen können: Mascat, Bab-el-Mandeb-Straße, Aequator, Ma-Yumba, Inseln des Grünen Vorgebirges, Wendekreis des Krebses, Cap Farewell auf Grönland, Südostinsel von Spitzbergen, Admiralitätsinseln, Karisches Meer, Tobolsk in Sibirien, Herat in Persien. Hatte

Juhel also Recht, so mußte das Eiland Nummer vier den Mittelpunkt dieses Kreises einnehmen, und wenn das für einen Kreis in der Ebene richtig ist, so gilt das in diesem Falle auch für eine Kugelschaale, deren Pol den Mittelpunkt bildet.

Gildas Tregomain wußte nicht, woran er war, der junge Kapitän lief hin und her, umarmte den Globus, küßte aber auch die beiden Wangen Enogates, die jedenfalls verlockender waren, als die bedruckte Pappkugel.

»Sie ist es, die das gefunden hat, Herr Tregomain ... und ohne sie ... wär' ich niemals auf diesen Gedanken gekommen! ...«

Und während er sich ganz seiner Freude überließ, fühlte sich Gildas Tregomain ebenfalls von einem » Delirium jubilans« befallen. Seine Beine schlenkerten nach der Seite, sein Rumpf wiegte sich hin und her, seine Arme bildeten einen Bogen mit der Grazie einer

zweihundert Kilo schweren Sylphide, er rollt von Backbord zu Steuerbord, mehr als jemals die »Charmante Amélie« zwischen den Ufern der Rance, oder die »Portalegre« mit ihrer Elephantenladung, und singt mit entsetzlicher Stimme das Jubellied Pierre-Servan-Malos:

Ich habe seinen Me...

Mo me!

Ich habe seinen ri...

Ro ri!

Ich habe seinen ri... ich habe seinen  
Meridian!

Hienieden hat jedoch alles ein Ende.

»Wir müssen meinem Onkel Mittheilung machen, sagte Enogate.

– Ihm? ... erwiderte Gildas Tregomain. Ist es rathsam, daß er etwas davon erfährt?

– Ja, das verdient überlegt zu werden!« erklärte Juhel.

Man rief Nanon herbei. Die alte Bretagnerin wurde mit einigen Worten über die Sachlage unterrichtet, und als Juhel sie fragte, wie sie sich ihrem Bruder gegenüber verhalten sollten, antwortete sie:

»Wir dürfen ihm nichts verhehlen.

– Wenn ihm aber doch nur eine Enttäuschung bevorstände, warf Enogate ein, würde mein armer Onkel diese ertragen können?

– Eine Enttäuschung? ... rief der Frachtschiffer. Nein, diesmal nicht! ...

– Das letzte Document weist ausdrücklich darauf hin, setzte Juhel hinzu, daß der Schatz auf dem Eiland Nummer vier vergraben liegt, und dieses Eiland befindet sich im Mittelpunkte des Kreises, längs welchen wir gereist sind. Auch ich behaupte, daß diesmal ...

– Ich werde meinen Bruder holen,« unterbrach ihn Nanon.

Einen Augenblick darauf trat Meister Antifer in Juhels Zimmer ein. Immer derselbe: unsteten Blickes, düstern, sorgenvollen Gesichtes.

»Was giebt es?«

Er fragte das in jenem dumpf grollenden Tone, in dem man einen Funken fortwährenden Ingrimmes glühen fühlte.

Juhel berichtete ihm, was vorgegangen, wie das geometrische Bindeglied der drei Eilande gefunden worden war, und aus welchen Gründen das Eiland Nummer vier nothwendiger Weise den Mittelpunkt jenes Kreises einnehmen müsse.

Zum größten Erstaunen Aller gerieth Meister Antifer hierdurch ganz und gar nicht in seine gewöhnliche nervöse Erregung. Er zuckte nicht mit dem Munde. Man hätte sagen mögen, er erwartete diese Mittheilung, sie hätte früher oder später kommen müssen und sie wäre nur ganz natürlich.

»Wo liegt dieser Mittelpunkt, Juhel?«  
begnügte er sich zu fragen.

Das war in der That jetzt das  
interessanteste.

Juhel stellte den Globus mitten auf den  
Tisch. Ein biegsames Lineal und eine  
Reißfeder in der Hand, verband er, als  
operirte er auf ebener Fläche, durch eine  
Linie Mascat mit Ma-Yumba und durch  
eine zweite Ma-Yumba mit Spitzbergen.  
Auf der Mitte dieser beiden Linien  
errichtete er dann zwei Perpendikel, deren  
Kreuzungspunkt genau in der Mitte des  
Kreises lag.

Dieser Punkt fiel in das Mittelmeer  
zwischen Sicilien und dem Cap Bon, ganz  
in die Nähe der Insel Pantellaria.

»Hier, lieber Onkel, hier!« erklärte Juhel.

Und nachdem er sorgfältig die Parallele und  
den Meridian des Punktes abgelesen, sagte  
er mit sicherer Stimme:

»Siebenunddreißig Grad sechsundzwanzig Minuten nördlicher Breite und zehn Grad dreiunddreißig Minuten östlicher Länge von Paris.

– Giebt es denn da aber auch ein Eiland?  
fragte Gildas Tregomain.

– Es muß eins daselbst vorhanden sein,  
versicherte Juhel.

– Ob eins dort liegt ... das will ich glauben,  
Frachtschiffer, ließ sich Meister Antifer  
vernehmen, ... ob eines dort liegt! Ah,  
tausend Millionen Milliarden Billionen  
Wetter, das fehlte gerade noch!«

Und nach diesem Schwure, den er so  
furchtbar laut hervortrompetete, daß die  
Fensterscheiben erzitterten, verließ er  
Enogates Zimmer, schloß sich in das  
seinige ein und wurde den ganzen Tag über  
nicht wieder gesehen.



## XVI.

Ein Capitel, das nur von unsern, nach einigen hundert Jahren lebenden Kindeskindern zu lesen ist.

Wenn der Exkapitän von der Küstenfahrt nicht ein vollkommener Narr war, was bedeutete dann sein Benehmen, als er die unzweifelhafte Lage des Eilands, das den Schatz Kamyk-Paschas barg, endlich erfuhr?

In den folgenden Tagen – ein plötzlicher, unbegreiflicher Rückfall – hatte Pierre-Servan-Malo seine alten Gewohnheiten wieder ausgenommen und lustwandelte, die Pfeife zwischen den Lippen und den Kiesel im Munde, auf den Wällen und am Hafen umher. Er war aber nicht mehr er selbst. Ein sardonisches Lächeln umspielte seine Lippen. Er erwähnte des Schatzes nicht mehr, sprach nicht, von den früheren Reisen

und auch nicht von einer zu unternehmenden letzten, die es ihm ermöglicht hätte, die so viel gesuchten Millionen heimzuholen.

Gildas Tregomain, Nanon, Enogate und Juhel wußten nicht, woran sie waren. Jeden Augenblick erwarteten sie, daß Meister Antifer ein »Nun vorwärts« rufen sollte, er rief es aber nicht.

»Was hat er nur? fragte Nanon.

– Den hat man uns vertauscht! meinte Juhel.

– Es ist vielleicht die Furcht, Fräulein Talisma Zambuco zu heiraten! bemerkte der Frachtschiffer. Doch gleichviel ... wir dürfen nicht zugeben, daß er so viele Millionen im Stiche läßt!«

Kurz, unser Malouin war jetzt ein ganz anderer und Gildas Tregomain der, der »den Antifer spielte«. Jetzt nagte der Durst nach Gold an ihm! Das war ja nur logisch. Erst,

wo man nicht wußte, ob sich ein Eiland  
finden würde, zog man zu dessen  
Entdeckung aus, und jetzt, wo dessen Lage  
bekannt war, schwieg Alles davon, dorthin  
aufzubrechen?

Der Frachtschiffer sprach hierüber des  
öfteren mit Juhel.

»Was kann's nützen?« erwiderte der junge  
Kapitän.

Er sprach darüber mit Nanon.

»Ach, lassen wir den Schatz liegen, wo er  
liegt!«

Er sprach davon mit Enogate.

»Na, wie wär's, Kleine, dreiunddreißig  
Millionen in Deine Tasche?

– Hier, Herr Tregomain, haben Sie  
dreiunddreißig Küsse! Die sind mehr  
werth!«

Endlich entschloß er sich, Meister Antifer selbst zur Rede zu stellen, und vierzehn Tage nach dem letzten Vorkommnisse sagte er zu ihm:

»Nun ... alter Freund ... das Eiland? ...

– Welches Eiland, Frachtschiffer?

– O, das Eiland im Mittelmeer! ... Das existiert da, glaub' ich bestimmt.

– Ob es existiert, Frachtschiffer! ... Ich sage Dir, ich glaube an seine Existenz fester, als an Deine und meine!

– Warum gehen wir dann nicht dahin?

– Dahin gehen, Süßwasser-Seemann? ... Da wollen wir doch warten, bis uns Kiemen gewachsen sind!«

Gildas Tregomain zerbrach sich den Kopf, was diese Antwort bedeuten sollte. Er ließ den Muth aber nicht sinken. Freilich, die dreiunddreißig Millionen kamen ja weniger ihm, als den Kindern zu gute. Verliebte

denken nicht an die Zukunft. Man mußte für sie daran denken.

Kurz, er verharrte bei dieser Angelegenheit so zähe, daß Meister Antifer ihm eines Tages erwiderte:

»Drängst Du denn so darauf, abzureisen?

– Jawohl, ich, alter Freund.

– Du meinst, daß wir das thun sollten?

– Ganz gewiß ... lieber heute als morgen!

– Nun gut ... reisen wir ab!«

Doch mit welchem Tone brachte der Malouin die letzten Worte heraus!

Vor der Abreise galt es aber, sich wegen des Banquiers Zambuco und des Notars Ben Omar klar zu werden. Ihr Verhältniß als Miterbe und Testamentsvollstrecker bedingte: Erstens, daß sie von der Entdeckung des Eilands Nummer vier Kenntniß erhielten und zweitens, daß sie

sich an noch zu bestimmendem Tage auf  
genanntem Eiland einfanden, um der eine  
seinen Antheil, der andre seine Provision in  
Empfang zu nehmen.

Meister Antifer hielt vielleicht noch mehr  
als der Frachtschiffer darauf, daß alles  
vorschriftsmäßig zuing. So wurden also  
zwei Depeschen nach Tunis und nach  
Alexandria entsendet, die ein  
Zusammentreffen mit den beiden  
Interessenten für den 23. October in  
Girgenti, der der Lage des letzten Eilandes  
am nächsten kommenden Stadt,  
bestimmten, um von dem Schatze Besitz zu  
nehmen.

Was den Reverend Tyrcomel anging, sollte  
diesem sein Antheil zu gelegener Zeit  
zugesendet und ihm freigestellt werden,  
seine Millionen in den Forth zu werfen,  
wenn er sich daran die Finger zu  
verbrennen fürchtete.

Um Saouk brauchte man sich nicht zu  
kümmern. Ihm kam ja nichts zu, und er

verdiente es, seine Strafjahre in finstern  
Loche des Edinburger »Jarl« abzusitzen.

Nachdem die Reise festgesetzt war, wird es  
niemand wundern, daß sich diesmal Gildas  
Tregomain drängte, von der Partie zu sein.  
Erstaunlicher möchte es sein, wenn Enogate  
sich nicht ebenfalls anschloß. Es wäre  
kaum zwei Monate nach ihrer Hochzeit  
gewesen, daß Juhel zugestimmt hätte, sich  
von seiner Gattin zu trennen, und Enogate  
gezögert hätte, ihm zu folgen.

Der neue Zug sollte ja bestimmt gar nicht  
lange währen; man dachte nur hin und  
zurück zu reisen. Von der etwaigen  
Aufsuchung eines fünften Eilands sollte in  
jedem Falle abgesehen werden. Gewiß hatte  
Kamylk-Pascha seiner schon zu langen  
Inselkette kein weiteres Glied  
angeschlossen.

Nein, die Angabe lautete zu bestimmt: Der  
Schatz lag unter einem der Felsen des  
Eilands Nummer vier und dieses Eiland  
nahm mit mathematischer Sicherheit eine

Stelle zwischen der Küste Siciliens und der Insel Pantellaria ein.

»Doch muß es eine geringe Ausdehnung haben, bemerkte Juhel, da es nicht einmal auf den Seekarten angegeben ist.

– Wahrscheinlich!« erwiderte Meister Antifer mit mephistophelischem Lächeln.

Das war rein unbegreiflich!

Man beschloß zunächst, die schnellsten Beförderungsmittel zu wählen, also so viel wie möglich die Eisenbahnen. Schon gab es einen ununterbrochenen Schienenweg durch Frankreich und Italien, von Saint Malo bis Neapel. Auf die Kosten kam es nicht an, da man ja jetzt einige dreißig Millionen einheimsen sollte.

Am 16. Oktober des Morgens nahmen die Reisenden von Nanon Abschied und benützten den ersten Bahnzug. In Paris, wo sie sich nicht aufhielten, bestiegen sie den Schnellzug nach Lyon, überschritten die



französisch-italienische Grenze, sahen nichts von Mailand, von Florenz oder Rom und langten am 20. Oktober in Neapel an. Gildas Tregomain fühlte sich bezüglich des Erfolgs dieses letzten Auszugs ebenso sicher, wie von dem hundertstündigen Schütteln der Bahnzüge abgemattet.

Am nächsten Morgen schon brachen sie zeitig aus dem »Hôtel Victoria« auf, und Meister Antifer, Gildas Tregomain, Juhel und Enogate belegten sich Plätze auf dem Dampfboote, das zwischen hier und Palermo verkehrt, und kamen nach schöner, eintägiger Fahrt in der Hauptstadt Siciliens an.

Natürlich war nicht davon die Rede, deren Wunder in Augenschein zu nehmen. Diesmal dachte selbst Gildas Tregomain nicht daran, auch nur eine flüchtige Erinnerung an die letzte Reise mitzunehmen, noch voller Andacht den berühmten sicilischen Vespern, von denen er gehört hatte, beizuwohnen. Nein, für ihn war Palermo nicht die berühmte

Stadt, der sich nacheinander Normannen, Franzosen, Spanier und Engländer bemächtigten, es war weiter nichts als der Abgangspunkt der öffentlichen Fuhrwerke, der gewöhnlichen und der Eilposten, die zweimal wöchentlich in neun Stunden nach Corbeone und ebenfalls zweimal wöchentlich in zwölf Stunden von Corbeone nach Girgenti verkehren.

Nach Girgenti mußten sich unsre Reisenden aber begeben, denn für hier, im alten Agrigentum an der Südküste der Insel, war das Stelldichein mit dem Banquier Zambuco und dem Notar Ben Omar verabredet.

Diese Art der Fortbewegung droht freilich zuweilen mit unangenehmen Zwischenfällen. Die Poststraßen sind hier nicht besonders sicher. In Sicilien giebt es noch Räuberhorden und wird es solche stets geben. Sie gedeihen da, wie die Oelbäume und Aloës.

Die Eilpost ging jedenfalls am nächsten Tag ab und die Fahrt verlief ohne Störung. Man erreichte Girgenti am Abend des 23.

Oktobers, und wenn noch nicht am Ziele, so war man jetzt doch ganz nahe daran ...

Der Banquier und der Notar waren richtig eingetroffen, der eine von Alexandria, der andere von Tunis. O, du unersättlicher Durst nach Gold, was bringst du alles zu Wege!

Beim ersten Zusammentreffen wechselten die beiden Erben keine andern Worte als:

»Des Eilands sicher, diesmal?

– Ganz sicher.«

Doch in wie sarkastischem Tone hatte Meister Antifer geantwortet, und welch' ironische Flamme leuchtete aus seiner Pupille!

In Girgenti irgend ein passendes Fahrzeug zu finden, das konnte weder schwierig noch

zeitraubend sein. Im Hafen hier fehlt es weder an Fischerbooten, noch an Küstenfahrzeugen – an Balancellen, Tartanen, Feluken, Speronaren oder an sonst einer Art mittelländischer Seefahrzeuge.

Es handelte sich ja auch nur um einen kurzen Ausflug aufs Meer hinaus, etwas wie um eine Promenade von vierzig Seemeilen nach Westen von der Küste. Bei gutem Winde und wenn man noch am Abend absegelte, mußte man auf dem gesuchten Punkte zeitig genug anlangen, um noch am Vormittage ein Besteck machen zu können.

Das Schiff wurde gemiethet. Es hieß die »Providenza« und war eine Feluke von dreißig Tonnen, geführt von einem alten Seebär – *Lupus maritimus* – der diese Gegend seit fünfzig Jahren befuhr. Der kannte hier das Wasser! Um zwischen Sicilien bis Malta, oder zwischen Malta und der tunesischen Küste zu segeln, hätte er die Augen zumachen können!

»Es ist ganz unnütz, ihn hören zu lassen,  
was wir hier vorhaben, Juhel! –

Diese Empfehlung des Frachtschiffers  
erschien Juhel sehr klug und weise.

Der Führer der Feluke nannte sich Jacobo  
Grappa. Da den Erben Kamyk-Paschas das  
Glück einmal lächelte, hätte dieser Jacobo,  
der zwar nicht französisch sprach, doch  
hinreichend verstanden, wovon zwischen  
ihnen etwa die Rede war.

Und dann, ein weiteres Glück, ein – wie  
man so sagt – unverschämtes Glück! Jetzt,  
im October, ganz nahe der schlechten  
Jahreszeit, war schon zehn gegen eins zu  
wetten, daß das Wetter ungünstig, das Meer  
stark bewegt und der Himmel bedeckt  
wäre. Doch nein! Bei mäßiger Frische und  
trockener Lust wehte der Wind vom Lande  
her, und als die »Providenza« unter vollen  
Segeln abfuhr, lag ein herrlicher  
Mondschein auf den Berghöhen Siciliens.

Jacobo Grappa hatte nur fünf Mann bei sich, diese genügten schon für alle Segelmanöver der Feluke. Das leichte Fahrzeug glitt auf die hohe See hinaus bei so ruhigem Wasser, daß selbst Ben Omar nicht einmal von einem Anfall der Seekrankheit heimgesucht wurde. Noch nie war er bei einer Fahrt so außerordentlich begünstigt gewesen.

Die Nacht verging ohne Zwischenfall und das Morgenroth verkündigte einen wunderschönen Tag.

Pierre-Servan-Malo benahm sich aber wirklich erstaunlich. Die Hände in den Taschen, die Pfeife im Munde und scheinbar ganz gleichgiltig, wanderte er auf dem Verdeck hin und her. Wenn Gildas Tregomain – er eine Beute höchster Erregung – ihn so sah, wollte er gar nicht seinen Augen trauen. Er hatte sich auf dem Vorderdeck niedergesetzt. Enogate und Juhel standen bei einander. Die junge Frau war entzückt über die herrliche Fahrt und träumte davon, ihren Gatten auch bei allen

seinen Reisen nach fernen Erdtheilen  
begleiten zu dürfen.

Von Zeit zu Zeit trat Juhel an den  
Steuermann heran und gab diesem den  
richtigen Cours, wenn die »Providenza« zu  
gerade nach Westen hinaus segelte. Unter  
Berücksichtigung ihrer Schnelligkeit  
rechnete er darauf, daß die Feluke gegen elf  
Uhr den so ersehnten Punkt erreicht haben  
müsse. Dann begab er sich wieder zu  
Enogate, was ihm freilich von Gildas  
Tregomain mehr als einmal die Ermahnung  
zuzog:

»Beschäftige Dich nicht so viel mit Deinem  
Weibchen, Juhel, und denke hübsch an das,  
was jetzt unsre Hauptsache ist!«

Jetzt sagte er »unsre Hauptsache«, der  
Frachtschiffer. O, welche Wandelung! Und  
doch war sie nur im Interesse der jungen  
Leute erfolgt.

Um zehn Uhr noch kein Stück Land in  
Sicht. In dem Theile des Mittelmeers

zwischen Sicilien und dem Cap Bon trifft man in der Richtung nach Westen außer Pantellaria auch keine bedeutendere Insel. Um eine solche handelte es sich aber auch gar nicht, sondern nur um ein Eiland, ein einfaches Eiland, und nicht weit draußen im Meere.

Wenn der Banquier und der Notar den Blick auf Meister Antifer richteten, da konnten sie sein blitzendes Auge, seinen sich bis an die Ohren verlängernden Mund durch die bläulichen Tabakswolken, die er aus der Pfeife blies, kaum erkennen.

Jacobo Grappa begriff nichts von der Richtung, die man hier seiner Feluke gab und ob die Passagiere etwa die tunesische Küste anlaufen wollten. Doch das galt ihm schließlich gleich. Er wurde recht gut dafür bezahlt, nach Westen hinaus zu segeln, und das wollte er so lange thun, bis man von ihm verlangte, wieder umzukehren.

»Donque, sagte er zu Juhel, sollen wir immer noch weiter nach Sonnenuntergang



zu steuern?

– Ja.

– Va bene!«

Und er steuerte bene.

Um zehneinviertel Uhr begann Juhel, den Sextanten in der Hand, seine erste Beobachtung, die ihm ergab, daß sich die Feluke unter  $37^{\circ} 30'$  nördlicher Breite und  $10^{\circ} 33'$  östlicher Länge befand.

Während er das ausführte, sah ihm Meister Antifer, mit den Augen zwinkernd, von der Seite zu.

»Nun, Juhel? ...

– Wir befinden uns in der richtigen Länge, lieber Onkel, und brauchen nur wenige Meilen nach Süden zu segeln.

– Na, so segeln wir hinunter, lieber Neffe, immer zu! Ich glaube immer, wir können

gar nicht weit genug nach Süden hinunter kommen!«

Da soll einer von diesem außerordentlichsten aller Malouins der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ein Wort verstehen!

Die Feluke fiel nach Backbord ab, um sich Pantellaria zu nähern.

Das Auge halb geschlossen und die Lippen zusammengekniffen, überließ sich der alte Schiffer allerhand Muthmaßungen. Als Gildas Tregomain einmal ganz in seiner Nähe stand, konnte er sich auch nicht überwinden, zu fragen, was die Fremden denn eigentlich hier suchten.

»Unser Taschentuch, das wir früher in dieser Gegend verloren haben! antwortete der Frachtschiffer, den trotz seines gutmüthigen Charakters nun doch die üble Laune übermannte.

— Va bene, Signor!«

Um zwölffeinviertel Uhr war auch noch kein Felsenhaufen in Sicht, und doch mußte die »Providenza« jetzt an der Stelle des Eilands Nummer vier schwimmen.

Doch nichts ... nichts, so weit das Auge reichte!

Ueber die Strickleiter an Backbord kletterte Juhel zur Höhe des Mastes hinauf. Von hier aus überblickte er das Meer in zwölf- bis fünfzehnmeiligem Umkreise.

Nichts ... immer nichts!

Als er wieder nach dem Deck herunter kam, trat Zambuco mit dem Notar an der Seite zu ihm und fragte besorgt:

»Nun, Kapitän, das Eiland Nummer vier? ...

– Ist nicht in Sicht.

– Bist Du Dir wegen Deiner Berechnung sicher? setzte Meister Antifer mit halb spöttischer Stimme hinzu.

– Ganz sicher, lieber Onkel.

– Nun, Herr Neffe, dann muß man annehmen, daß Du noch keine ordentliche Beobachtung auszuführen verstehst ...«

Der junge Kapitän fühlte sich tief verletzt, und da sich seine Stirn schon röthete, suchte ihn Enogate durch einen bittenden Wink zu besänftigen.

Gildas Tregomain glaubte dazwischentreten zu müssen und richtete das Wort an den alten Felukenführer.

»Grappa? ... begann er.

– Zu Ihrem Befehl.

– Wir suchen hier nämlich ein Eiland ...

– Si, Signor.

– Liegt denn kein Eiland in dieser Gegend des Meeres? ...

– Ein Eiland? ...

– Ja.

– Ein Eiland, wie Sie es nennen?

– Ja doch, ein Eiland ... er fragt Dich nach einem Eiland! wiederholte Meister Antifer mit den Achseln zuckend. Verstehst Du, so ein hübsches, kleines Eiland ... ein Inso ... Insa ... ein Inselchen! ... Verstehst Du mich denn nun endlich?

– Entschuldigen Sie, Excellenz! ... Eine kleine Insel ist es, die Sie suchen?

– Ja wohl ... rief Gildas Tregomain. Gibt es hier eine solche?

– Nein, Signor.

– Nein? ...

– Nein ... Doch es gab einmal eine ... ich habe sie selbst gesehen und bin sogar daran ans Land gegangen!

– Da ans Land gegangen? ... wiederholte der Frachtenschiffer.

- Die ist aber verschwunden ...
- Verschwunden? ... schrie Juhel auf.
- Si, Signor ... seit einunddreißig Jahren ... bei der heiligen Lucia! ...
- Und welches Eiland war das? fragte Gildas Tregomain die Hände ringend.
- Tausend Kutter und Schuten, Frachtfuhrmann, rief Meister Antifer, das war das Eiland oder vielmehr die Insel Julia!«

Die Insel Julia! ... Da dämmerte Juhel plötzlich ein Licht auf.

In der That, die Insel Julia oder Ferdinanda oder Hothan oder Graham oder Nerita – nenne man sie nun, mit welchem Namen es beliebt – diese Insel war an der vorliegenden Stelle am 28. Juni 1831 aufgestiegen. An ihrem damaligen Vorhandensein war gar kein Zweifel zulässig. Der neapolitanische Kapitän

Carrao hatte sich in der Nähe befunden, als der unterseeische Ausbruch, der sie erzeugte, stattfand. Der Fürst Pignatelli hatte die Feuersäule beobachtet, die aus der Mitte der neugeborenen Insel wie ein Stück Kunstfeuerwerk als leuchtende Garbe emporschoß. Der Kapitän Irton und der Doctor John Davy waren Zeugen dieser merkwürdigen Erscheinung gewesen. Zwei Monate lang konnte man die mit Schlacken und warmem Sande bedeckte Insel betreten. Der Meeresgrund war es, den hier Plutonische Kräfte bis über die Meeresoberfläche hinauf gedrängt hatten.

Im December 1831 hat sich das Felsengewirr wieder gesenkt; die Insel war verschwunden und auf dem Meere ringsum keine Spur davon weiter zu entdecken.

In dieser so kurzen Spanne Zeit hatte ein unglücklicher Zufall Kamylyk-Pascha und den Kapitän Zô nach diesem Theile des Mittelländischen Meeres geführt. Sie suchten ein unbekanntes Eiland und, wahrhaftig! ein solches war das hier, das im

Juni jenes Jahres aufgetaucht und im December wieder versunken war. Jetzt lag der kostbare Schatz gegen hundert Meter tief unter dem Wasser! ... Jene Millionen, die der Reverend Tyrcomel hatte ersäufen wollen ... hier hatte die Natur das Moral verbessernde Werk vollbracht und es war nicht mehr zu fürchten, daß sie sich zum Nachtheil der Welt auf dieser verbreiteten!

...

Hier müssen wir aber mittheilen, daß der Meister Antifer die Sachlage schon vorher kannte. Als ihm Juhel vor drei Wochen die Lage des Eilands zwischen Sicilien und der Insel Pantellaria mittheilte, wußte er gleich, daß es sich um die Insel Julia handelte. Als junger Seefahrer war er häufig genug in die hiesige Gegend gekommen, und wußte von dem zweifachen Vorgange im Jahre 1831, bei dem ein ephemeres Eiland emporgestiegen war, das jetzt längst wieder dreihundert Fuß tief unten lag. Einmal sich darüber richtig klar, hatte er, nach einem Wuthanfälle ohne gleichen, endgiltig darauf verzichtet, den Schatz Kamyk-Paschas zu



heben. Aus diesem Grunde hatte er auch nie von einer letzten Fahrt zu dessen Aufsuchung gesprochen. Und wenn er Gildas Tregomain's Drängen nachgab und sich in die Unkosten für eine neue – nutzlose! – Reise stürzte, so geschah das aus Eigenliebe, geschah es deshalb, weil er nicht der am schlimmsten Betrogene bei der ganzen Geschichte sein wollte ... Und wenn er den Banquier Zambuco und den Notar Ben Omar zu einem Zusammentreffen nach Girgenti bestellte, so sollten sie damit die Strafe für ihre Doppelzüngigkeit gegen ihn erhalten ...

Indem er sich also an den maltesischen Banquier und den ägyptischen Notar wendete, sagte er:

»Ja, ja! Da liegen die Millionen ... unter unsern Füßen, und wenn Ihr Euern Theil davon haben wollt ... ei, da braucht Ihr ja nur hinab zu tauchen! Nun vorwärts, ins Wasser, Zambuco! ... Ins Wasser, Ben Omar!«

Wenn es die beiden Leute jemals beklagten, der nasführenden Einladung des Meister Antifer gefolgt zu sein, so war es in diesem Augenblicke, wo der unlenksame Malouin sie mit seinen Sarkasmen überschüttete – während er freilich ganz vergaß, daß er früher ebenso beutegierig wie sie bei dieser Jagd nach dem Schatze gewesen war.

»Jetzt den Bug nach Osten, rief Pierre-Servan-Malo, nach dem Lande!

– Wo wir so glücklich leben werden ... sagte Juhel.

– Auch ohne die Millionen des Paschas! erklärte Enogate.

– Sapperment ... wenn man sie denn einmal nicht haben kann!« setzte Gildas Tregomain im Tone komischer Ironie hinzu.

Nur aus Neugier wollte Juhel jedoch vorher an Ort und Stelle eine Sondierung vornehmen lassen ...

Jacobo Grappa kam seinem Wunsche kopfschüttelnd nach, und als die Schnur dreihundert bis dreihundertfünfzig Fuß abgerollt war, stieß das Bleigewicht auf eine harte Masse ...

Das war die Insel Julia ... das in dieser Tiefe verlorene Eiland Nummer vier!

Auf Anordnung Juhels drehte die Feluke nun um. Da sie damit Gegenwind bekam, mußte sie bis zum Hafen die ganze Nacht über aufkreuzen, was dem unglücklichen Ben Omar die letzten achtzehn Stunden Seekrankheit einbrachte.

Der Morgen war schon etwas vorgeschritten, als die »Providenza« nach dieser fruchtlosen Expedition am Hafenquai von Girgenti anlegte.

Als die Passagiere aber sich eben von dem alten Schiffer verabschieden wollten, trat dieser auf den Meister Antifer zu und sagte:

»Excellenz?

- Nun, was willst Du?
- Ich möchte Ihnen noch eines sagen ...
- So sprich ... Freundchen ... sprich!
- Eh, Signor, alle Hoffnung ist doch noch nicht aufzugeben! ...«

Pierre-Servan-Malo richtete sich in die Höhe; es war als ob ein Blitz wieder erwachter Habgier in seinem Auge aufleuchtete.

»Nicht alle Hoffnung? ... erwiderte er.

– Nein ... Excellenz! ... Die Insel Julia ist seit Ende des Jahres achtzehnhunderteinunddreißig versunken, doch ...

– Doch ...

– Seit dem Jahre achtzehnhundertfünfzig hebt sie sich wieder ...

– Wie mein Barometer, wenn gut Wetter wird! rief Meister Antifer aus vollem Halse auflachend. Leider, wenn die Insel Julia mit ihren Millionen ... unsern Millionen! ... wieder erscheint, sind wir nicht mehr da ... auch Du nicht, Frachtschiffer, denn dann dürftest Du erst als Mehrhundertjähriger sterben! ...

– Was doch nicht sehr wahrscheinlich ist,« meinte der Exkapitän der »Charmante Amélie.«

Was der alte Seemann gesagt hatte, scheint sich tatsächlich zu bewahrheiten. Die Insel Julia steigt allmählich wieder zur Oberfläche des Mittelmeeres empor ...

Nach einigen hundert Jahren könnten die wunderbaren Abenteuer des Meister Antifer vielleicht eine ganz andre Lösung finden!

\*

*Ende.*

